



Abonnements-
nehmen außer der Expedition in Breslau alle Buch-
handlungen und Postämtern des deutschen Reiches
entgegen.

Ausgegeben am 20. April.
Der Jahrgang läuft vom 1. October 1883 bis dahin 1884.

Abonnements-Preis
bei allen Buchhandlungen 41. — pro Quartal;
bei sämtlichen Postämtern 41.20 pro Quartal.
Preis der einzelnen Nummer 10. Pfg.

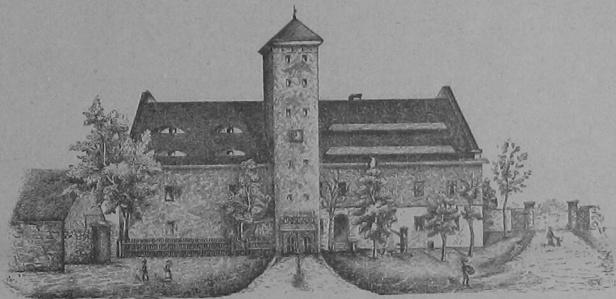
Die Schlossfrau von Scharfenstein.

Roman von G. von Wald.
(Vervollständigung.)

Kadbruch verboten.
Uebersetzungsberechtigt vorbehalten.

Theobald fuhr in frühester Morgenstunde ab und langte gegen Abend in Schloß Scharfenstein an, das bekränzt und beslagert sich zum Empfange der jungen Herrschaften festlich

Man lehnte um; für das junge Paar hatte Johann, der vor Glückseligkeit, seine geliebte Herrin nun wieder zu sehen, strahlte, den Thee servirt. Sein Auge hing mit Wonne an



Schloß Siebenbrunnen bei Priebrorn, Kreis Strehlen. (Zerst. siehe Seite 476.)

geschmückt hatte. Inspector Meyers führten sie in ihre neue Heimath ein und durchwanderten mit ihnen die weiten Räume, die in ihrem festlichen Blumenschmucke sich äußerst stattlich präsentirten. Friederike war entzückt, das Ganze heimelte sie ungemein an; auch Theobald schien sehr zufrieden. Oben an jenem, im östlichen Flügel gelegenen Zimmer führte Meyer um, die Frau Inspectorin war schon einige Stuben vorher immer zaghafter gefolgt. Theobald drückte auf die Klinke, wieder gab es einen schrillen, scharfen Ton. „Ach so,“ rief er lachend, „richtig, daran hatte ich gar nicht gedacht, das ist ja das Spukzimmer, denn ohne solches wäre ja ein feudaler Herrrensitz gar nicht zu denken.“

der jungen Frau, die ihm viel froher und glücklicher erschien, als er geglaubt hatte.

„Papa hat das Schloß reizend eingerichtet,“ sagte Friederike, während sie den Thee bereitete; „findest Du nicht auch, Theobald?“

„Sehr hübsch, sehr hübsch,“ entgegnete dieser, „er hätte nur nicht sparen sollen und hätte die alten Möbel in der unteren Etage auch durch neue ersetzen lassen können.“

„Du thust ihm Unrecht, Theobald,“ sagte Frau von Feldern, „Papa wollte es; weil ich sie aber hübsch und vornehm fand, weil ich die Pietät gegen die früheren Bewoohner gewahrt wissen wollte, so hat er sie gelassen.“

„Das ist etwas Anderes, Schatz, wenn Du sie hübsch findest, dann finde ich sie auch so, aber aus Pietät brauchen wir nicht solche Rücksichten zu nehmen.“

„Wie meinst Du das, Theobald?“

Obgleich es Johanns Art nicht war, die Unterhaltung der Herrschaft bei Tische zu belauschen, so interessirte es ihn, eingehend der dunklen Andeutungen der Frau Meyer, doch, etwas von den früheren Bewohnern des Schlosses erzählen zu hören.

„Nadher, mein Schatz,“ antwortete Feldern, mit einem vielsagenden Blick auf Johann, der sich etwas enttäuscht fühlte, daß er nun doch nichts Näheres erfahren sollte.

Nach dem Abendessen, als sie allein waren, erzählte Theobald, so viel er selbst eigentlich nur zufällig und an denkwürdige erfahren hatte, daß der jüngere Zwillingenbruder seines Vaters hier vor vielen Jahren mit seiner Gattin wohnte, daß diese plötzlich, wie man sagte, eines unnatürlichen Todes gestorben sei, woran, wie man dunkel vermuthete, ihr eigener Mann nicht ohne Schuld gewesen sei, denn dieser sei flüchtig geworden, habe sich im Auslande, von der Welt und seiner Familie ausgeflogen, unter der Hand aber unterstützt von Grafen, einem ausschweifenden, überlichen Lebenswandel ergehen, dem er vor mehreren Jahren erlegen sei.

„Es hängt mit jenem Spitzzimmer zusammen, das meine Tante bewohnt haben und wo sie auch gestorben sein soll. Die Leute in ihrem Aberglauben schmüden diesen Raum mit allen nur erdenklichen abentheuerlichen Gestalten aus, die dort umgehen sollen, selbstverhänglich nur einer erhisten Phantasia entflammend. Das Factum ist, daß Papa und Mama, der traurigen Erinnerungen wegen, dies Zimmer meiden.“

Die erste Nacht verbrachte Friederike in ihrem neuen Heim, als Schloßfrau von Scharfenstein. Sie hatte nicht gut geruht, unruhige Träume hatten sie heimgesucht, in welcher ihre unglückliche Vorgängerin in unheimlicher Gestalt sich ihr zeigte. Erst gegen Morgen schlief sie fest und ruhig ein; als sie am nächsten Tage erwachte, lächelte sie über die meisten Traumbilder, und nahm sich vor, am Abend nicht wieder solche aufregende Gespräche zu führen.

Das lange verwaiste Scharfenstein hatte nun wieder eine Schloßfrau, mit ihr reges, fröhliches Leben erhalten. Friederike wirthschaftete mit Hilfe der Hauspächterin und der Mädchen kräftig umher, da gab es Schränke einzuräumen, die Speisekammern zu füllen, hier mußte noch etwas angeschafft, dort eine Veränderung vorgenommen werden.

Die junge Frau von Feldern fand in dieser Thätigkeit eine Befriedigung, wie sie ihr seit langer Zeit fremd gewesen war; die Führung eines solchen großen Haushaltes, wo außer der Herrschaft und der nächsten Bedienung eine stattliche Reihe von Arbeitsleuten und Tagelöhnern bedacht werden mußte, erregte ihr höchstes Interesse.

Auf den Gütern des Grafen herrschte noch das alte patriarchalische Verhältnis zwischen dem Herrn und seinen Untergebenen. Letztere gehörten zum Hausstande, erhielten außer ihrem Lohne gute Wohnungen und reichliche Kost. Hier in Scharfenstein lag es nun der neuen Schloßfrau ob, für Alles dies zu sorgen. War ihr Thun im Hause beendet, so begab sie sich in Begleitung der Frau Meyer hinunter in das Dorf, unterwarf die Unterkunftsräume ihrer Leute einer eingehenden Besichtigung, begrüßte die Bewohner, prüfte ihre ausgesprochenen Wünsche und machte sich Notizen über diese und jene Abänderungen, die sie für nothwendig hielt.

Sie wollte sie ihrem Gatten mittheilen; ehe sie vorgenommen werden sollten, beschaffte sie ihn selbst herum zu führen, damit er vorher Alles persönlich in Augenschein nehme. Jeden Mittag präcise 12 Uhr begab sie sich in den geräumigen Saal drüben im Wirthschaftsgebäude, wo die Arbeiter speiseten, prüfte selbst das Essen, und sah zu, daß Jeder sein richtiges Theil erhielt.

„Speist man denn hier bei Euch, ohne vorher ein Tischgebet zu sprechen?“ fragte sie einen der älteren Arbeiter.

„Wer Lust hat, der macht das für sich in der Stille ab, gnädige Frau,“ sagte dieser, „die heutige Jugend hält nicht viel vom Beten.“

„So müßt ihr älteren und verständigeren Leute sie darauf hinweisen,“ entgegnete Frau von Feldern. „Wir werden die Sache ändern.“

Als am nächsten Tage die Arbeiter vollständig versammelt waren, gab Friederike ein Zeichen mit der Glocke und bat dieselben, einen Augenblick zuzuhören.

„Lieben Leute, an Gottes Gnade ist Alles gelegen; er muß die Arbeit und das tägliche Brod uns segnen, wir wollen nicht vergessen, ihn auch darum zu bitten.“ Mit lauter Stimme rief sie:

„Lasset uns beten!“ Dann sprach sie ein Tischgebet und ordnete an, daß in Zukunft jeden Tag Einer aus der Zahl der Bediensteten es verrichten solle. Während so Friederike sich eingehend um das Innere bekümmerte, war Theobald nicht unthätig, seinerseits sich dem Inspector Meyer in die Feld- und Waldwirthschaft einschließen zu lassen. Täglich konnte man die beiden Herren die Feldmarken Scharfensteins zu Pferde oder zu Wagen durchstreifen sehen; Lehrten sie zurück, so waren Bücher, Belege und Rechnungen zu prüfen, kurzum, es gab zu thun an allen Ecken und Enden.

Theobald wunderte sich manchmal über sich selbst. „Ich hätte nie gedacht, daß mich die Landwirthschaft so interessieren würde,“ sagte er zu seiner Gattin, „aber je mehr ich mich in dieselbe vertiefe, desto mehr sehe ich ein, wie wenig ich davon verstehe. Ohne den alten Meyer stände ich wirklich rathlos da.“

„Wenn Du fortfährst, Dich so wie jetzt, quasi als Defonomie-Gleve, vom Inspector unterrichten und einweisen zu lassen, so kommt das Verständnis im Laufe der Zeit von selbst,“ meinte Friederike. „Sorge nur, daß der gute Inspector aus angeborenem Respekt nie mit der Wahrheit hinter dem Berge hält, daß er Dir immer und immer sagt, wie es richtig ist, und daß er vor allen Dingen seine Idee sich ganz und gar personifiziren zu lassen und nach der Stadt zu ziehen, noch aufgibt.“

Theobald war ganz der Ansicht Friederikes, er war und blieb ein eifriger Schüler, und wirklich merkte er auch, daß sein Fleiß nicht ohne gute Folgen war. Es entstand zwischen den beiden Ehegatten ein vollständiger Wettstreit, jeder wollte auf seinem Gebiete seine Schuldigkeit im höchsten Maße erfüllen. Während am Tage die Praxis geübt wurde, füllte die Abendstunden das Studium theoretischer Werke. Es konnte nicht ausbleiben, daß das Gefühl einer inneren Befriedigung, was ja stets der Begleiter treuer Pflichterfüllung ist, den jungen Leuten das Leben auf Scharfenstein verschönte.

Eines Tages langte ein Brief der Gräfin aus Dabos an, es ging ihr verhältnißmäßig gut, sie freute sich aber die Reg Thätigkeit ihrer Kinder und zum Schlusse schrieb sie:

„Ich erbielt vor einigen Tagen einen Brief von der Baronin Freudentein aus Ober-Göhray, sie wundert sich, daß Ihr Euch noch gar nicht habt sehen lassen, überhaupt scheint mir aus ihrem Schreiben herborzugehen, daß Ihr noch wenig oder gar keine Visiten in der Nachbarschaft unternommen habt. So sehr dies dafür spricht, daß Ihr Euch in Eurem Danke glücklich fühlst, so dürft Ihr über das eigene Glück jedoch die gesellschaftlichen Pflichten nicht ganz vergessen.“

„Mama hat Recht,“ meinte Friederike. „Wir müssen nun wirklich daran denken, unsere Visiten-Tournee anzutreten.“ Einige Tage später, nachdem sich wiederholt die und jene unaufschiebbaren häuslichen Geschäfte diesem Vorhaben hindernd in den Weg gelegt hatten, begannen sie damit.

Das junge Ehepaar, fast allen Nachbarn schon persönlich bekannt, fand überall die freundlichste Aufnahme. Friederike gefiel ungemein, man beglückwünschte den jungen Feldern

zu dieser vortrefflichen Wahl, und war überzeugt, daß dieselbe nicht ohne den günstigsten Einfluß auf ihn sein würde.

Feldern-Mändorffs waren erst vor kurzer Zeit von ihrer Reise zurückgekehrt, sie hatten dieselbe noch bis Madrid ausgedehnt und den Rückweg über Paris genommen. Man beurtheilte dies lange Fortbleiben von Haus und Hof, von den Kindern, welche der Erziehung und Pflege so sehr bedürften, mit Recht sehr hart, besonders, weil die pecuniären Verhältnisse des Barons, noch mehr durch den Neubau des Schlosses, welcher schon begonnen hatte, angegriffen, derartige kostspielige Extravaganzen durchaus nicht gestatteten. Auf allen Gütern wußte man Wunderdinge von den Kostbarkeiten zu erzählen die Frau von Feldern nach Mändorff geschickt hatte, Statuetten, Sculpturen, Gemälde, Antiquitäten aller Art waren fast täglich angekommen; jetzt war sie damit beschäftigt, dieselben auszupacken, sie vorläufig im alten Schloß in einem abgetheilten Zimmer unterzubringen, bis sie die Räume des Neubaus würdig damit schmücken konnte.

Nicht unbemerkt war es geblieben, daß Herr von Brodstein die ganze Weise mitgegangen hatte; wenn man Uebelheit auch nichts Schlechtes zutraute, so fand man ihr Benehmen doch im höchsten Grade unvorsichtig, wohl geeignet, das Urtheil der Welt in unliebster Weise herauszufordern. Theobald brach, wenn auch erfolglos, manche Lanze für sie. Friederike enthielt sich des Urtheils und suchte so schnell als möglich dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. Zu Hause angekommen, ergoß sich Theobald über die bösen Zungen, welche von dem lieben Nebenmenschen nun einmal stets das Schlechteste denken und sagen müssen. Friederike suchte ihn zu überzeugen, daß in diesem Falle nicht Böswilligkeit das Urtheil spreche, sondern daß Uebelheit dasselbe durch ihr Auftreten ja herausbeschwöre. „Sagt Du denn schon überleg, Theobald, wie Du Deiner Cousine die Summe zurückzahlen willst, welche Du ihr schuldest?“ fragte sie.

„Nichtig, ich habe mit keiner Silbe mehr daran gedacht, ich werde gleich dem Rentmeister —“

„O nein, nein, Herr von Feldern,“ rief Friederike scherzend, „das wäre eine schöne Oekonomie, wenn wir die Summen, die wir leichtsinnig vergedenen —“

„Wir?“ sagte Theobald, „ich habe sie doch allein verspielt.“

„Ich fühle mich eben so schuldig, ich hätte Dich so gut unterhalten sollen, daß Du gar nicht auf den Gedanken hättest kommen können, jene Spieltische zu betreten,“ entgegnete sie freundlich.

„Friederike, Du bist ein Engel!“ rief Theobald freudig. „Wenn ich es bin, so folge mir, wir wollen sparen, so lange, bis wir die Schuld getilgt haben. Sieh, ich habe schon angefangen, Papa schenkte mir diese Summe, ich sollte sie für mich verwenden, ich lege sie in diesen Kasten und hoffe, daß mein Vatte sie bald mehrern wird. Außerdem habe ich im Haushalt auch schon Einiges erkrübt.“

„Friederike!“ rief Theobald voller Innigkeit und ungeschlang sie. „Wie soll ich aber sparen?“

„Du wolltest z. B. das theure Pferd vom Grafen Neborn kaufen, das billige vom Mittelmeiser Forst thut Dir dieselben Dienste, nimm dieses, gib mir den Ueberschuß.“

„Recht so, recht so!“

„Dann wolltest Du den Jagdwagen verändern lassen; es wäre ja sehr schön, aber er ist in seinem alten Zustande auch zu gebrauchen, lege die Kosten, welche der Wagenbauer beanspruchen würde, hier hinein und bald werden wir die Summe zusammen haben.“

„Friederike, Du mußt Finanz-Minister werden! Heute Mittag trinken wir auf unsere Sparsamkeit eine Flasche Champagner!“

„Ich bitte gütigst um den Preis dieses Luzusgetränks, mein Herr Baron, welches wir ruhig im Keller liegen lassen werden.“

Wohl oder übel mußte sich Theobald entschließen, seiner Gattin den Preis für den Champagner zur Waage auszuwägen und sich, wie alle Tage, mit einer einfachen Flasche Rothwein begnügen.

Die Driefe der Geheimrätthin athmeten eine trübe, melancholische Stimmung, sie hüßte sich sehr einsam, sehr verlassen, beklagte sich über Christiane, deren Benehmen gegen sie durchaus nicht freundlich sei. Ueber ihre pecuniären Verhältnisse schwieg sie. Friederike fannte sie und ihre Mutter zu genau, um nicht zwischen den Zeilen zu lesen, daß der Trübsinn hauptsächlich seinen Grund in der drückenden Lebenslage und nicht in der Sehnsucht nach ihr und in der unfreundlichen Art und Weise Christianes habe. Mit stillem Vorwurf gegen sich selbst legte sie sich am dem Abend zu Bett, sie lebte in dem glänzenden, durch Glüdgüter reich gegangenen Verhältnissen, ihrer Mutter that sie davon noch nichts zu Gute kommen lassen. Sie überlegte, ob sie sie einladen sollte, nach Scharstein zu kommen, doch verwarf sie diesen Gedanken sehr bald, da es ihr jetzt noch nicht gerathen schien, eine dritte Person, der sie selbstredend einen Theil der Zeit, auf welche der Haushalt und Theobald Anspruch hatten, opfern mußte, einzuführen. Wohl aber reifte ein anderer Entschluß in ihr. „Offenheit soll zwischen Mann und Weib herrschen, nur dann kann sich ein solcher Bund gedeihlich entwickeln; ich werde morgen mit Theobald Rücksprache halten, wie dort zu helfen ist.“ So schwer es ihr gefallen war, diesen Voratz zu fassen, noch viel schwerer wurde es ihr, denselben auszuführen. Nichtsdestoweniger schilderte sie ihrem Gatten am nächsten Morgen die bedrückte Lage der Geheimrätthin. Theobald hat sie in erster Linie, eine reiche Sendung von Naturalien, wie sie in einer so großen Landwirtschaft dem Hause zuwachsen, abzugeben, zugleich mit dem Bemerken, daß in regelmäßigen Zeitabständen neue Sendungen folgen würden. Außerdem wollte er sofort eine bedeutende Summe Geldes schicken.

„Ich bin Dir unendlich dankbar,“ sagte Friederike, gerührt von der Güte ihres Mannes, „aber lassen wir es vorläufig dabei bewenden; Mama ist eine sehr wenig gute Wirtin, sie würde das Geld nicht richtig anwenden. Wenn Du es erlaubst, bedenken wir sie bei Gelegenheit mit Toilettestüden und unterstützen sie mit nützlichen Sachen, es ist ihr sicherlich besser damit gebient.“

Theobald war es zufrieden und fügte sich, wie fast immer, den Rathschlägen seiner Gattin.

Der Besuch bei Feldern-Mändorffs war nicht gut mehr aufzukriegen. Mit Absicht hatte man erst ein großes Gartenfest vorübergehen lassen, welches Uebelheit angeblich zur Feier des Geburtstages ihres Gatten, in Wirklichkeit aber nur arrangirt hatte, um sich zu amüsiren und um die mitgebrachten Karitäten bewundern zu lassen.

„Wir wollen unseren Besuch annonciiren!“ schlug Theobald vor, Friederike hielt es aber für besser, auf das Gerathswohl hinzuwirken, in der stillen Hoffnung, die Herrschaften nicht zu Hause zu treffen.

Diese Hoffnung erfüllte sich freilich nicht, mit überraschender Liebenswürdigkeit empfangen, blieb ihnen nichts übrig, als die Gastfreundschaft des Hauses zum Mittagessen anzunehmen. Es war ungefähr 1 Uhr, als das junge Paar in Mändorff anlangte. Gustomar war eben von einemritt durch die Felber heimgekehrt, stand noch auf dem Hofe, als die Gäste vorzutraten. Uebelheit kam mit den Kindern aus dem Garten, in einem Aufzuge, der etwas an das Abenteuerliche streifte. Das lange blonde, wrißlich sehr schöne Haar trug sie aufgelöst über die Schultern herab hängend. Die Stirn beharrte ein riesenharter Strohhut, das kurze Morgenkleid, aus türkischem Stoff, reichte nur bis über die Kniechen, der äußerst zierliche Zug war mit rothen Strümpfen und schweren Lederstiefeln besetzt, eine blaue Brille entstellte ihr Gesicht, in der Hand hielt sie eine kleine Büchse.

Die sehr hübschen Kinder trugen gläserne Stugeln, ein Pulverhorn und fertige Patronen, man hatte eben dem Bogardus-Sport gehuldet.

„Endlich, liebste Cousine!“ rief sie mit ihrer tiefen Stimme, Friederike freundlich entgegen eilend: „wie kann man seine nächsten Verwandten so lange schwächen lassen. Doch man muß seine Gäste nicht mit Vorwürfen empfangen, seien Sie mir, oder — vielmehr sei Du mir herzlich willkommen. Wozu unter so nahen Verwandten solche Formalitäten?“

Friederike konnte nicht anders, sie mußte das dargebotene „Du“ erwidern, wollte sie nicht geradezu ungezogen sein.

„Nun zu Dir, mon cher Cousin, Du Ausreißer, Du verliebter Ehemann, der seine Cousine, statt ihr den Hof zu machen, einsam und verlassen in Italien sitzen läßt, der sich noch nicht einmal erkundigt, ob sie von den Räubern in den Abruzzen aufgepießt oder vor langer Weile gestorben ist, mit seiner jungen Frau entflieht und mit ihr auf dem alten Scharfenstein eine rührende Schäferidylle spielt. Eine Cigarette? Nein? Rauchen verboten — so erlaube, daß ich!“ — Mit diesen Worten steckte sie sich eine Cigarette an, kaum war sie damit fertig, so rief sie: „Halt, schnell, dort fliegt ein famozer Kerl, parirt Ihr Begehren gegen Eins, Better?“

Sie hatte die Büchse angelegt, ein Schuß knallte, und eine Taube fiel getroffen auf den Hof, gerade vor Friederikes Füße, so daß diese entsetzt zurück sprang. „Das arme Thier!“ rief sie unwillkürlich und hob die blutende weiße Taube, die flügelarm geschossen war, mitteilig auf.

„Entschuldige, Friederike!“ rief Adelsheid. „Ich dachte, alle Frauen hätten so gute Nerven als ich.“

„O, über meine Nerven kann ich mich nicht beklagen, aber ich kann solch armes Thier nicht leiden sehen.“

„Dem können wir ein Ende machen, wir reißen ihr den Kopf ab, dann ist sie für den Kochtopf reif.“

„O nein, nein, lassen Sie es leben!“ — sie hatte schon wieder vergessen, daß sie sich eben erst „Du“ genannt hatten.

„Wollen Sie es vielleicht zum Andenken behalten und pflegen?“

„Schenken Sie mir das hübsche Täubchen, ich will's versuchen, ob ich es curiren kann.“

„Gut, wir wollen Bandagezeug und Salben holen. Bringe meinen Verbandkasten herunter!“ rief sie einem Diener zu.

In wenigen Minuten war der nur leicht gestreifte Flügel des Thieres verbunden. Der Diener mußte es in ein Bauer setzen, das Friederike mitzunehmen beabsichtigte.

„Aber meine Herrschaften, ich bitte!“ sagte Adelsheid und deutete auf die Treppe, die zum Schlosse führte.

Man schritt hinauf und begab sich in das Frühstückszimmer. Als Adelsheid, mit ihrem Cousin Theobald, Gismomar mit Friederike folgend, die Treppe hinaufstieg, wandte sie sich an diesen.

„Eine sehr zartbejaitete Seele, Deine Frau, liebster Better; wenn sie Dich ebenso sanft behandelt, dann müßt Du ja den Himmel auf Erden haben.“

Theobald lächelte. „Ich bin sehr glücklich!“ sagte er leise.

„Bis morgen oder übermorgen, vielleicht noch einen Tag länger, so lange seid ihr es immer — lehre mich die Männer nicht kennen.“

Während das Frühstück servirt wurde, weilte man in dem Speisesaale und nahm auf dem Sesseln Platz. Adelsheid in einer Ungeniertheit, die Friederike erröthen ließ. Ersterer entging dies nicht, augenscheinlich reizte sie dies umso mehr, ihre Bewegungen wurden immer freier und die Unterhaltung nahm eine Wendung, die das zarte Gemüth Friederikes mit Abscheu erfüllte. Adelsheid machte Witze, wie sie wohl höchstens an der Wirthshaustafel unter Herren üblich sein mögen, berührte die delicatsten Punkte mit ge-

wohnheitsmäßiger Geläufigkeit. Das Glas — Friederiken scharf fixirend — kam nicht von ihren Augen.

Diese Art von Unterhaltung wollte und wollte nicht enden. Zum größten Kummer sah Friederike, daß Theobald an derselben Gefallen fand, daß er nicht nur die Scherze seiner Cousine belachte, sondern daß er dieselben noch zu über-treffen suchte.

Friederike unterhielt sich mit immer größer werdendem Eifer mit dem Hausherrn, dem die Art und Weise seiner Gattin ebenso zuwider war, dann stand sie auf, um sich diese und jene Bilder, welche in reicher Auswahl die Wände zierten, erklären zu lassen. —

„Nimm es mir nicht übel, Better,“ raunte Adelsheid Theobald zu, „Deine Frau ist wie ein Wadtsch, der eben aus der Pension entsprungen ist.“

„Sie wird sich schon finden und nach und nach daran gewöhnen!“ entgegnete er.

„Etwas abgerührter muß sie werden — ha ha,“ lachte die Wirthin in ihren tiefsten Tönen.

Friederike hatte die letzten Worte gehört, wenn sie auch nicht verstanden hatte, worauf sich dieselben bezogen, so konnte sie sich den Zusammenhang doch leicht erklären. Ihr ganzes Innere empörte sich dagegen und sie nahm sich vor, Theobald, sobald sie allein sein würden, darüber aufzuklären, daß sie sich an einen solchen freien Ton niemals gewöhnen werde.

Dieser Moment kam sehr bald, als Gismomar von einem Geschäftsreisenden beanprucht wurde und Adelsheid sich entfernte, um Toilette zu machen.

„Nun, wie gefallt es Dir hier, Herzblatt?“ fragte Theobald, als sie allein im Parke spazieren gingen.

„Wie kannst Du mich danach fragen, Theobald? Du weißt, daß ich mich nie in der Nähe einer Frau wohlfühlen kann, welche die Weiblichkeit so aus den Augen setzt, wie Frau von Feldern es jeden Augenblick, und was das Schlimmste ist, mit vollem Bewußtsein thut.“

„Aber Friederike, Du bist zu prüde!“

„Ich bin nur gesittet, und ich sollte meinen, diese Tugend könnte mindestens jeder Mann von seiner Frau verlangen. Du scheint diesen Anspruch freilich nicht an eine ehrbare Dame zu stellen, Du stimmst nicht nur in die Frivolitäten Deiner Cousine ein, Du belachst sie nicht nur, nein, Du suchst sie noch darin zu bestärken und zu übertreffen.“

„Aber Friederike, unter verheirateten Leuten!“

„Gelten für die andere Gejege des Anstandes und des bon ton? Mir ist eine Ausnahme nicht bekannt. Frau von Feldern-Mändorff gehört zu den Damen, die glauben, daß Ungeniertheit, Hinwegsehen über jedes Zartgefühl chic und schmeidig sei; zu denen, die in der größten Nonchalance ein Prärogativ der vornehmen Gesellschaft sehen. Sie sind der Krebsstaden des Standes, gerade so wie jene Männer des Adels, die durch wüthes, wildes Leben denselben zu präpariren glauben, die in Wahrheit aber nach jeder Richtung hin dazu beitragen, ihn in den Augen aller anderen gesitteten und gebildeten Massen herabzusetzen, ihm die Bedeutung zu nehmen, die ihm einst zuerkant war.“

Theobald hörte schweigend zu, er fühlte sich getroffen und gab seiner Frau in der Stille Recht.

„Ich bitte Dich, Theobald, laß uns so bald als nur möglich aufbrechen, ich vergehe in dieser Atmosphäre, die mir unerträglich ist.“

„Beruhige Dich, Friederike, ich stimme Dir ja bei, Adelsheid geht wirklich etwas zu weit!“

„Etwas? Etwas nennst Du das? Sie geht viel, viel zu weit, so weit, daß jedes Wort aus dem Munde dieser Frau mich erregt macht, daß ich nicht begreifen kann, wie die Gesellschaft ein solches Mitglied in ihrer Mitte dulden kann. Findet sich denn Niemand, der sie mit Verachtung straft?“

Die Unterhaltung wurde abgebrochen, eben erschien Adelsheid in strahlender Toilette, sie hatte helle Seide angelegt,

trug frische Blumen im Haar, das zu einem griechischen Knoten aufgeschürzt, sich sehr schön präsentirte. Bald auch kam Gustomar, man machte einen Spaziergang durch den Park, besichtigte den Hofbau des neuen Schlosses, dann erklang das große Tamtam, als Zeichen, daß es Zeit sei, sich in den Speiseaal zu begeben. Man lebte auf großem Fuße in Mändorff, die Einrichtung war neu, elegant, die Tafel mit kostbarem Silber geziert, viel zu kostbar für ein Mittagsessen, wofür man nahen Verwandten vorsetzte, die zufällig einen Besuch machten. Die Kinder trugen feine Kleidchen, sie sahen allerliebst aus, die Costüme waren aber so kostbar, so übertrieben modern und sicherlich für die Kleinen höchst unbecquem, daß Friederike in der Stille die armen Kinder bedauern mußte. Ein Hauslehrer, eine Französin, eine Engländerin und eine deutsche Erzieherin erschienen, die Diener trugen große Livrée. Die Speisen waren ausgefeilt, kurzum der ganze Zuschnitt des Hauses war den Verhältnissen des Barons durchaus nicht entsprechend.

Vein Desert langte Besuch an, zwei Wagen voll Herren des Husaren-Regiments aus der Kreisstadt, unter ihnen auch Herr von Brodstein. Sie hatten, wie dieser sagte, einige Familien aus der Nachbarschaft „flott“ gemacht, die sich zum Staube einstellen würden. Adelsheid war glücklich, je mehr Gäste ihr Haus beherbergte, desto angenehmer war es ihr. Der angekünftige Besuch langte auch bald darauf an, die Töchter des Pastors wurden noch eingeladen, außerdem eine alte verwitwete Majorin, die mit ihrer bibbühischen Tochter ein kleines Landhaus in Mändorff bewohnte. „Damit Brodstein doch einen Gegenstand für seine Adorationen hat!“ sagte Adelsheid zu Theobald. „Ich kann den langweiligen Menschen nicht mehr mit anhören.“ Adelsheid hatte das richtige Mittel getroffen, sich Herrn von Brodstein fern zu halten, er verschwendete alle seine Liebenswürdigkeiten an das junge Mädchen, die mit ihrer Mutter gemeinschaftlich große Hoffnungen für die Zukunft auf Herrn von Brodstein setzte. Leider waren sie nicht vorsichtig genug, sie ließen es sich zu sehr merken und gaben so der Spottsucht der Baronin und des Anbeters selbst, der an nichts weniger dachte, als an eine Verbindung mit der hübschen, aber armen Tochter der Majorin, freien Spielraum.

„Es ist schändlich,“ dachte Friederike, „ein armes un-erfahrenes Mädchen in solche Verführungen zu führen!“ Sie hielt es für ihre Pflicht, der alten Mutter, die sitzend über die Auszeichnungen ihrer Tochter da saß, einige kleine

Worte zu geben, wie wenig Werth auf solche Auszeichnungen zu legen sei, leider war dieselbe so blind und wenig westflug, daß sie dieselben in feiner Weise verstand.

Nach Tisch machte man einen Spaziergang durch den Park, dann tanzte man im Schlosse, und so sehr auch Friederike ihren Gatten bat, doch an den Heimweg zu denken, so erfolglos blieben ihre Wünsche. Er hatte verprochen, die Nacht hier zu verbringen, am nächsten Tage die improvisirte Hefjagd auf Hasen mitzureiten. Friederike konnte es nicht ändern, Theobald war taub gegen ihre Vorstellungen; sie blieben, die Jagd wurde geritten, nach der Jagd war wieder Diner, und erst am Abend des zweiten Tages trennte man sich.

Herr von Brodstein, eifersüchtig auf Theobald, konnte es nicht unterlassen, diesen sowie Friederike scherzweise mit den auffallenden Auszeichnungen, die Ersterer von Adelsheid empfangen habe, zu necken. „Ich würde an Ihrer Stelle, gnädige Frau, fürchtbar eifersüchtig auf Frau von Feldern-Mändorff sein,“ sagte er. „Ihr Gatte war gestern und heute wirklich auffallend begünstigt!“

Friederike hielt es nicht der Mühe werth, ihm zu antworten.

Theobald raunte ihm zu, still zu sein, doch hatte dies bei Herrn von Brodstein eine ganz gegentheilige Wirkung.

Höchst verstimmt fuhr Friederike mit ihrem Gatten heim. Der Diener reichte das Bauer mit dem verwundeten Täubchen bei der Absahrt in den Wagen.

Es war nicht etwa die Eifersucht, welche Friederikes Gemüth diese trübe Richtung gab, nein, diese Regung war ihr fremd, es war vielmehr das niederdrückende Bewußtsein, erprobt zu haben, wie wenig Macht sie doch eigentlich über Theobald habe.

Trüben Blickes sah sie in die Zukunft, er erheiterte sich auch nicht, als sie bemerkte, daß Theobald von diesem Tage an in seinen Pflichten säumiger wurde, daß er das Bestreben zeigte, öfter nach Mändorff zu fahren und sich auf die Nachbargüter zu begeben, wo er wußte, daß Adelsheid sein würde.

„Aber sie nicht kühnlich, Friederike,“ rief er, als sie ihm gelegentlich leise Vorwürfe darüber machte. „Adelsheid ist einmal eine schneidige Frau, mit der man sich anstellt, warum soll ich es nicht thun, thun es doch alle andern Männer auch.“

(Fortsetzung folgt.)

Zu Louis Spohrs 100jährigem Geburtstage.

5. April 1884.



Jeder Musikfreund, der sich um die Geschichte der Musik in der ersten Hälfte gegenwärtiger Jahrhunderte gekümmert hat, weiß, daß Louis Spohr zu den bedeutendsten Componisten dieser Zeit gehört, daß er als ein würdiger Nachfolger G. W. V. Meyers bezeichnen werden kann. Wir lassen der kurzen Noth in voriger Nummer heute einen ausführlichen Artikel folgen, der so manche hochinteressante Rüge aus Spohrs Leben mittelst und feiner musikalischen Bedeutung Rechnung trägt.

Hundert Jahre sind verfloßen, seit Spohr am 5. April 1784 in Braunfchweig das Licht der Welt erblickte. Schon in seinem Kindesalter trat sein musikalisches Talent unverkennbar hervor; als der Vater den höchsten Wunsch des Knaben erfüllte und ihm auf dem Jahrmarkt eine Geige gekauft hatte, da ließ er nicht ab mit Versuchen, die Töne zu entlocken, die in seinem kleinen Kopfe sich schon zu Melodien zu gestalten begannen. Bald mußte der Vater seinen Lieblingswunsch aufgeben, sich in seinem Sohne einen Nachfolger in seinem ärztlichen Berufe zu erzeugen — ebenso gab es harte Kämpfe mit dem Großvater, Superintendent Hente an der Epibienische zu Braunfchweig, der sich nicht darin finden wollte, ein Kind „Musik“ in seinem Enkelsohn zu sehen. Allein die Liebe zur Musik ließ den jungen Künstler alle Hindernisse glücklich besiegen, — mit fünfzehn Jahren von Louis Spohr bereits als Kammermusikus des Herzogs von Braunfchweig mit hundert Thaler Gehalt in dessen Capelle angestellt, eine Summe, die zu seinem Lebensunterhalt demselben ausreichte.

Immer glänzender entwickelte sich das Talent des jugendlichen Violinpielers und der Herzog fand so viele Gefallen an ihm, daß er ihm den Antrag machte, seine fernere künstlerische Ausbildung zu übernehmen und ihn dem ersten Violinpieler damaliger Zeit als Schüler zu übergeben. Als solcher wurde Bettini in Venedig genannt, allen auf eine Weisheit an diesen gerichtetem Antrage kam die Antwort, daß er Weingändler geworden sei und sich nur noch selten mit Musik beschäftigen, daher seine Schüler nicht annehmen könne. Es fand sich jedoch ein anderer sehr gefeierter Violinpieler, Ferdinand Cä, der eben im Kindesalter war eine Kunstreise nach Petersburg anzutreten, auf welcher der junge Spohr sein Begleiter wurde. Dort fand dieser Gelegenheit, die damaligen berühmtesten italienischen Sänger und große Künstler zu hören und mit ihnen in Verbindung zu treten.

Nicht nur als Virtuoso auf seinem Instrument, sondern auch als Componist erwarb Spohr sich in wenig Jahren einen guten Namen. Er lenkte die Aufmerksamkeit des herzoglichen Hofes zu Weis auf sich und wurde eingeladen, in einem Vorconcert sich dort hören zu lassen. Sein schönes Violinpiel, verbunden mit seiner angenehmen Persönlichkeit, gewann ihm bald die Gunst der Herzogin. So sehen wir bereits 1806 den jungen Künstler als Hof-Capellmeister an der Spitze des aus alten gemauerten Wälfen bestehenden Orchesters, Alles mit neuem Leben erfüllend und durch die überlegene Macht seines Beispiels Alle mit sich fortziehend, dennoch aber mit größter Sicherheit die Tomassen beherrschend. In der reizenden jungen Harfenpielerin Dorette Scheidter

lernte er seine künftige erste Gattin kennen und bald fanden sich die gleichgesinnten Seelen zu einem Bunde fürs Leben zusammen. Die Absicht wieder, eine gemeinschaftliche Kunstreise anzutreten, wurde durch politische Unruhen vereitelt; erst als ruhigerer Zeiten eintraten, besuchten sie die größten Opernhäuser in Genua, wo sie Bekanntschaft mit den hervorragendsten Musikern anknüpften — so schloß sich in Stuttgart mit Carl Maria von Weber ein Freundschaftsverhältnis, das ungetrübt bis zu Webers Tode fortbauerte.

Eine Reise nach Wien brachte Spohr im Jahre 1812 in den Mittelpunkt des damaligen Musiklebens in Deutschland. Unter vielen dortigen hochberühmten Tonkünstlern schloß sich auch der schwer zügelgähliche Beethoven eng an ihn an und brachte jeden Abend in seinem Hause zu, wo er gegen Frau und Kinder sehr freundlich sein konnte.

Nach allen Seiten fand Spohr dort Anregung und Gelegenheit zur Fortsetzung seiner Studien, und dies veranlaßte ihn, einen Antrag des Grafen Ralfsky, Musikdirector des Theaters an der Wien zu werden, anzunehmen und seine Stellung in Genua aufzugeben.

Seinem langgehehrten Wunsche, einen guten Operntext zu finden, kam Theodor Körner freundlich entgegen und versprach ihm einen solchen zu liefern — allein schon wenige Wochen nachher ereilte den jungen Helden der Tod auf dem Schlachtfelde.

Dagegen wurde Spohr eine Bearbeitung des Faust von „Bernard“ angeboten, und mit Begeisterung ging Spohr an die Composition der Oper, die er in vier Monaten beendete. Den vorläufigen Antheil an seiner Arbeit nahm Meyerbeer an als dieser später eine Zeit lang die Berliner Oper leitete, setzte er selbst den Faust dort in Scene und lobte ihn mit größter Sorgfalt ein.

Spohr wurde durch die Schmeihs, Italien kennen zu lernen, veranlaßt, seine feste Stellung in Wien aufzugeben und mit Frau und Kindern über die Alpen zu ziehen. Für seinen empfindlichen Geist begann dort ein Leben der reinsten Genüsse, die Natur und Kunst ihm darboten, nur in der Kunst fand er nicht das gehoffte Befriedigung. Sein deutsches Herz und Gemüth wurde nicht einen Augenblick heitert durch den rauschenden Beifall, welchen die Virtuosenkünste Raganinis, sowie die süßen, bezaubernden Melodien Rossinis in allen Städten Italiens den Künstlern eintrugen, so sehr er den Verh der selben, in der von ihnen eingeschlagenen Richtung, anerkannte und würdigte.

Die Familie reiste über Holland zurück, wo Spohr als Violinspieler mit Ehren und Auszeichnungen überdauert wurde und die günstigste Stimmung und Annerkennung für deutsche Kunst und deutsche Künstler fand. Während er noch in Holland weilte, erging unerwartet der Ruf an ihn, die Stelle eines Musikdirectors am Stadttheater zu Frankfurt a. M. zu übernehmen. Spohr nahm denselben an. Von allen Seiten auf das freundlichste empfangen, führte er dort bald seinen Faust mit großem Beifall auf. Diefem folgte bald eine neue Oper: Remire und Agor, die mit außerordentlichem Erfolg in Scene ging.

Eine ebenso ehrenvolle als glänzende Einladung, nach London zu Concertreisen zu kommen, um als Violinspieler, Componist und Dirigent bei den großen Concerrien der philharmonischen Gesellschaft mitzuwirken, veranlaßte Spohr, sein Verhältnis zu dem Theater in Frankfurt zu lösen. Freudig folgte er der Einladung und fand bei den berühmtesten Tonkünstlern Londons, Ferdinand Ries, Clementi, Graener, Moscheles, die ehrenvollste Aufnahme. Von allen Seiten drängten sich Schüler zu ihm, welche im Violinstiel von ihm unterrichtet sein wollten und gern eine Gönner für die Stunde galten. Seine dort componirte Symphonie in D-moll hatte einen glänzenden Erfolg.

In dem ruhigen Drange Spohrs, die höchste Stufe der Kunst in seinem Violinstiel zu erreichen und die großen Geiger Kreuzer, Vaisell, Potoni, Habeneck, Fontaine u. A. zu hören, zog es ihn nach Paris. Das Pariser Orchester galt damals als das erste der Welt, mit dessen Erwartungen trat er daher in den Pariser Künstlerkreis.

Von Cherubini, der gegen Fremde als kalt und zurückhaltend galt, auf das freundlichste empfangen, fand er bei diesem das meiste Verständnis für deutsche Kunst und warmen Antheil an seinen Compositionen. Auch die meisten Künstler kamen ihm mit zuvorkommender Gefälligkeit entgegen. Allein der Geschnad des Pariser Publicums widerprach zu sehr seinem edel deutschen Wesen, um das Spiel der großen Geigenkünstler als vollkommen anerkennen, so sehr er ihre Vorzüge in vollstem Umfange würdigte und bewunderte. Seele und Gefühl vermischte er fast bei Allen — das „Adagio“ galt in Paris bei den Musikstücken als der unwichtigste Theil derselben und nur dazu bestimmt, die beiden schönen Sätze von einander zu trennen und „den Effect dadurch zu erhöhen“. Durch neue Erfahrungen bereichert, kehrte Spohr nach Deutschland mit der Absicht zurück, sich in Dresden niederzulassen, um in Ruhe dort die Compositionen zu vollenden, welche seine Seele erfüllten. Dort fand er sich mit seinem Freunde Weber zusammen, dessen Freundschaft schon erlehnen war und die musikalische Welt in Entzücken versetzte. Um so lebhafter regte sich auch in Spohr der Wunsch, auf dem Gebiet der Oper seine gereiften Ansichten und gesammelten Erfahrungen zu verwirklichen. Der Zufall hatte ihm in Paris einen alten Roman zu einer Oper vortrefflich erschien. Er besprach sich darüber mit dem Dichter Eduard Webe und so entstand die Oper „Jesonda“, deren Composition Spohr alsbald mit Begierde begann.

Mit erneuter Lust war der Schaffenstrieb in ihm erwacht. Das anregende Kunstleben in Dresden gab ihm nicht nur Gelegenheit, Neues und Gutes zu hören, sondern auch seine eigene Kernemüth durch vortreffliche Künstler zur Ausübung zu bringen. Er fühlte sich dort sehr wohl im Kreise alter und neuer Freunde. Da trat eines Morgens Carl Maria von Weber in sein Zimmer und überließ ihm durch die Frage, ob er nicht Lust habe, Capellmeister an dem neueröffneten Hoftheater in Cassel zu werden? Er habe ihm dazu vorgeschlagen.

Die Aussicht, dort einen bedeutenden und angenehmen Wirkungskreis zu finden, ließ das Anerbieten ihm sehr annehmbar erscheinen. Es handelte sich nur darum, Bedingungen dabei zu stellen, um seine Zukunft zu sichern. Bereitwillig gab der Kaiserin von Hessen auf seine Forderungen ein und am 1. Januar 1822 trat Spohr mit zweitausend Thaler Gehalt seine Stellung als Hof-Capellmeister in Cassel an.

Spohr war jetzt achtunddreißig Jahre und stand auf der Höhe seines Ruhmes. In Cassel gründete er den „Cäcilienverein“ für erste heilige Musik, in welchem er seine tief empfindenden Oratorien: Die letzten Dinge, Der Fall Babels, Des Heilands letzte Stunden und andere mehr zur Aufführung brachte. Mit vortheilhaften Sängern besetzt, kam seine Oper „Remire und Agor“, im nächsten Jahre zum Vorkommen und wurde durch die Aufmerksamkeit der Kaiserin, die eine so entbehrliche Aufnahme fand, daß Spohr sich sagen durfte, ein Meisterwerk erien Mangels damit geschaffen zu haben. Von allen Seiten strömten jüngere Künstler nach herbei, um von dem Meister zu lernen. Moritz Hauptmann, Friedrich Carlsh mann schloßen zu seinen Schülern auf. In seiner rastlosen Thätigkeit entstanden immer neue Quartette, Symphonien, Opern, Oratorien und ein Schatz von Liedern. Alle seine Erfindungen, die er als Meister seines Instruments erworben, welche er jedoch in seiner 1831 erschienenen Violinschule nieder, durch welche er sich einen unvergänglichen Namen in der Kunstwelt gemacht hat.

Die allgemeine Stimme in Deutschland hatte Spohr jetzt die erste Stelle unter den lebenden Componisten eingeräumt und sein Musikfest wurde unternommen, wo dem gelehrten Meister nicht die Direction übertragen oder er wenigstens eingeladen wurde, es mit seiner Gegenwart zu beehren.

Auf seinen jährliehen Urlaubreisen machte er die Bekanntschaft von Mendelssohn, der mit schwärmerischer Begeisterung zu dem älteren Freunde aufblühte, Gade, Schumann und Richard Wagner, dessen „fliegenden Holländer“ Spohr mit großem Interesse in Cassel zur Aufführung brachte.

Schnitzpunkte in Spohrs Künstlerleben waren stets seine Reisen nach England. Schmalz folgte er von Cassel aus den Einladungen der größten Concertinstitute Londons, um dort als Violinspieler aufzutreten und seine Oratorien und Symphonien unter seiner Direction aufzuführen, und jedesmal kehrte er, überdältigt von dem ihm gewordenen Ehren und Auszeichnungen, in dankbarer Erinnerung an die dortigen theuren Freunde heim.

Für seinen fünfßanzigjährigen Jubäum erhielt er von dem Kaiserin von Hessen den Titel als General-Musikdirector, nebst unglänzlichen Beweisen von Liebe und Verehrung aus dem Kreise seiner Freunde.

Auch in Breslau zählte Spohr beglückte Verehrer. Zu diesen gehörte der Wlen der Organist der Bernhardskirche Adolph Hesse, einer der gründlichsten Musiker und ersten Orgelspieler seiner Zeit, der, als in Paris für die Kirche St. Eustache eine neue Orgel erbaut worden war, dem ehrenvollen Ruf erhielt, hin zu kommen und sie einzurichten. Er war Spohrs Schüler gewesen und seinem Lehrer mit ungeheurer Hochachtung und Verehrung ergeben. Ebenso war der Capellmeister des Breslauer Stadttheaters Eugen Seidelmann ein beglückter Anhänger der Spohrschen Compositionen, dessen Opern von ihm mit besonderer Vorliebe einstudirt wurden.

Der Wunsch, den großen Künstler auch einmal in Breslau zu sehen und zu hören, veranlaßte im Jahre 1850 die dortigen Künstler, zusammen zu treten und die Bitte an ihn zu richten, auf seiner Sommerreise in diesem Jahre Schlesien zu besuchen und einige seiner Werke, unter Mitwirkung aller vereinten musikalischen Kräfte Breslaus, hier zu dirigiren.

Die Zufolge des hochverehrten Tonmeisters erfüllte alle Musiker mit Freude. So viele verschiedene Vereine in dem musikalischen Breslau existirten, so verschiedene Ziele und Zwecke diese sonst verfolgten — alle persönlichen Neigungen und Abneigungen verschwanden vor der freudigen Aussicht, unter der Leitung Spohrs zu einer großen Aufführung mitzuwirken. Der treue Freund Hesse war unermüdet, alle Vorbereitungen zu treffen, um dem verehrten Manne den Aufenthalt in Breslau so angenehm als möglich zu machen. In dem ersten Stod des Hotels „Zur goldenen Gans“ waren zwei elegante Zimmer bestellt, Herr Festsjall, der erste hiesigen Pianoforte-Fabrikanten, hatte seinen besten Flügel hingeliefert und in freudiger Erregung erwarteten Spohrs Verehrer den Gefierten.

Unter den Ersten, die Spohr in seinem Hotel begrüßten, war Mosjewitsch, der Director der Singakademie, der, mit ihm schon bekannt, in dem Speisesaal mit ihm zusammen blieb. Das anregende Gespräch wurde jedoch gegen zehn Uhr durch eine allgemeine Unruhe auf der Straße unterbrochen. Jeder eilte an das Fenster — und von drei Seiten sah man Musikföhre mit Fadeln heranziehen, um Spohr ein Ständchen zu bringen, das nur aus Musikstücken seiner Opern zu

sammengestellt war. Mit welcher schallender Stimme brachte jetzt Profenus, der sich den Musikern angeschloßen, ein Hoch auf den gezeigten Gast aus — eine Deputation von junger Breslauer Künstler, worunter Seidelmann, Hesse, Rah, Bieha, Schindel, Brendensberg, Lüstner u. a. m., kam in den Saal, um Spöhr mit herzlichen Worten willkommen zu heißen.

Es bedurfte einer päpstlichen Einleitung der Feit, um jede Stunde auszukunten, denn auch andere Freunde von Carlstadt, der Hofrath Pulsz, Kriegsrath Käte u. s. w., hatten den Wunsch, Spöhr wenigstens für einige Stunden bei sich zu sehen. Spöhr bestimmte daher die Morgenstunden dazu, in seiner Beschauung einen kleinen Kreis seiner Compositionen vorzuspielen oder mit den Breslauer Künstler seine Quartette und sonstige Compositionen für Kammermusik gemeinschaftlich auszuführen. Die Nachmittage brachte er am liebsten, insofern die Stunden nicht durch Proben anderweitig besetzt waren, im Freien zu und besuchte mit großem Interesse die Garten-Concerte bei Weiz und Liebig, in denen die Dirigenten Hesse und Seidelmann theils Spöhr'sche Compositionen, theils eigene Werke auf ihr Programm setzten.

Das herrliche Sommerwetter begünstigte seinen Aufenthalt, die Abende benutzte er gern zu einem Spaziergang auf der menschenerfüllten Promenade, wie ihn überhaupt das rege Leben der Bevölkerung sehr anzieht — am liebsten verplauderte er jedoch noch eine stille Abendlandschaft nach den heißen Tagen in dem kleinen unheimlichen, an der Promenade gelegenen „Hildegarten“, ehe er sich in sein Zimmer begab.

Im Theater war durch Seidelmann Jennie und Acor auf das Sorgfältigste eintudirt, Spöhr selbst hatte auch noch einigen Proben beigewohnt. Als er bei der Aufführung das bis auf den letzten Platz gefüllte Haus betrat, rauschte ihm allgemeine Jubel entgegen, der sich erst beruhigte, als er vor dem mit Blumen geschmückten Dirigentenpult den Taktstock ergriß und die Direction der Oper übernahm. Bei schöner und brillanter Ausstattung und den vorzüglichsten Leistungen der Sänger — Fräulein Bunte, Herr Weichselbörfer — fand die Oper rauschenden Beifall, der sich bis zum Schluß immer noch steigerte.

Der Mittelpunkt dieser Festtage bildete jedoch die Spöhrfeier in der alterthümlich schönen Aula Leopoldina am 30. Juni Mittags halb zwölf Uhr. Von Mosowius und Hesse feierlich an der Treppe empfangen, wurde Spöhr bei seinem Eintritt in den Saal mit Trompeten- und Pausenschall begrüßt und auf seiner reich mit Blumen geschmückten Plaz geleitet. Die Ouverture zu Faust wurde von dem großartig besetzten Orchester unter Direction des Componisten tadellos ausgeführt — Fräulein Emma Bahnging sang dann mit tiefem Gesange die schöne Arie der Küniginde aus derselben Oper. Den tiefsten Eindruck machte jedoch seine C-moll-Symphonie. Das Werk regt alle Gefühle in dem Hörer auf: Stille Bewuth, tobender Schmerz, Ruhe, Frieden und endlich aufbrausender Jubel bewegen das Innere. Wie ein Verort stand Spöhr mit seiner imponirenden Gestalt vor dem Orchester, das seinen leuchtenden Winken mit Begeisterung folgte. Alle beherzchend durch die Macht seines Willens — alle Blide in dem Saal mit Menschen gefüllten Saal richteten sich nach ihm, während die allgemeine Ergriffenheit sich durch entsetzten Beifall kund gab. Es folgte darauf sein nach dem Text von Wohlmann componirtes „Vater unser“ von der Sing-Akademie, unter der Leitung von Mosowius mit Kraft und Präcision ausgeführt, einen tiefen, nachhalligen Eindruck hinterlassend. Die Soli sangen Fräulein Holzheimer, Fräulein von Dornitz, Hesse'sor Groß und Sänger Camppe, lauter Mitglieder der Sing-Akademie.

Dieser Aufführung folgte ein Diner im Hotel „König von Ungarn“, an welchem sich alle musikalischen Epiken, Literaten und Vertreter der Presse beteiligten.

Rach all den anstrengenden und aufregenden Tagen empfand Spöhr das Bedürfnis nach Stille und Ruhe. Er machte deshalb in Begleitung von Freund Hesse einen mehrtägigen Ausflug nach dem Riesengebirge, von dem er sehr befriedigt und erfrischt noch einmal nach Breslau zurückkehrte. Bei einem, ihm zu Ehren veranstalteten Orchesterconcert in der Veranda-Ordnung erfreute sich Spöhr an dem herrlichen in ihm die schöne Domkirche, wo er ebenfalls in dem Organist Brosig einen vorzüglichsten Organisten kennen lernte, wie er überhaupt bei seiner Beschäftigung der Stadt große Freude an den alterthümlichen Gebäuden und dem mächtigen Ausblick der neuen Stadtseite zeigte.

Den Schluß seines Aufenthaltes machte eine ihm zu Ehren veranstaltete große Festschmese, bei welcher Spöhr unter seinen ihm lieb gewordenen Freunden und Kunstgenossen ungenosslich heiter war und es als eine besonders vorzügliche Einrichtung pries, daß das Fest, den Statuten der Gesellschaft gemäß, am festlich sein Ende fand. Sprühende, wüthige Unterhaltung, nach jedem Besuche ein gelungenes Lied, geistvolle Gedichte von Kästler, Walzenmarchen u. s. w. feierten den hochverdienten Tonmeister, der durch die persönliche Bekanntschaft Allen nur um so lieber geworden war. In kurzen, kräftigen Worten gab Profenus diesen Empfindungen Ausdruck — Oberregierers Rath von Struenssee hielt jedoch zum Schluß eine höchst amüsante und wichtige Rede, in welcher er bei der Gegenüberstellung von Musik und Politik die Namen aller berühmten Componisten, als: Bach, Händel, Haydn, Spöhr u. s. w., in geistlicher Weise mit einander verflocht.

Am nächsten Tage schied Spöhr, von den Freunden nach dem Bahnhof geleitet, aus dem ihm so lieb gewordenen Breslau mit seinen schönen Erinnerungen an „Zimmerwidersehen“, wie wohl die Meisten im Stillen sich sagen mußten.

Im Frühling 1852 begab sich Spöhr, zum fünften Mal nach England. Auf besonderen Wunsch der Königin hatte er seinen Faust für die große Oper in London bearbeitet und einige brillante Arien für die ersten Sänger dazu componirt. Die Oper wurde mit solchem Glanz und so großer Pracht in Scene gesetzt, daß er von dem Eindruck völlig überwältigt wurde. Auch wohnte er einer herrlichen Aufführung seines Oratoriums „Des Helands letzte Stunden“ durch siebenundzwanzig Sänger unter C. Stas Leitung bei. Auf den reizenden Landstufen der ihm befreundeten Familien verlebte er diesmal höchst genügsame Frühlingstage und schied mit dem Versprechen, im nächsten Jahre zu einer Kurführung seiner Jesonda wiederzukehren; und wirklich ging er im nächsten Jahre, obgleich die Beschwerden einer Seereise für ihn nicht mehr so leicht zu überwinden waren als in jüngeren Jahren, zum schönen Male hinüber, gereizt von dem Wunsche, seine Compositionen von dem Riesengebirge in Egeterhall ausgeführt zu hören.

Empfang und Aufnahme in England waren von allen Seiten die herzlichsten und glanzendsten, überhäuft mit Ehrenbegleitungen und Auszeichnungen wurde ihm das Schicksal diesmal doppelt schwer. Jeder wünschte noch ein Blatt von seiner Hand, als Anbenden zu besitzen, unzählige Karten begleiteten das Schiff, auf dem er sich befand, bis weit hinaus ins Meer, das „Tischertintend“ und „Wohlschickendmen“ wollte nicht enden.

Er sah England nicht wieder. Sein Gesundheitszustand erlaubte ihm keine so anstrengenden Reisen mehr. Nur nach Holland ging er noch einmal und traf in Rotterdam mit seinem Freunde Verhulst zusammen, auch mit Giller fand in KSn in eine Begegnung statt. Vangam nahmen nun seine Schritte ab. Ein Herabruch, den er erlitt, trübte seine Stimmung, da er seine geliebte Bioline nicht mehr zur Hand nehmen konnte. Ein sanfter Tod beendete am 22. October 1859 sein reiches und kunstbeglücktes Leben. N. R.

Auf dem Wazmannshof.

Erzählung von A. Dom. — Illustrirt von W. Busch.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.
Uebersetzungsbrecht vorbehalten.

Noch bevor Sophie ihre Tagestoilette beendigte, setzte sie sich zum Schreiben nieder. Als die verschiedenen Briefe beendet, übergab sie dieselben dem Sepp mit der Weisung, dieselben nach Tamnhausen zur Post zu bejorgen. Mit anscheinend gleichmüthiger, jedenfalls ruhigerer Stimmung verbrachte sie dann ihren Tag in der Mutter Gesellschaft.

„Nun soll's also doch geschieden sein, Mutter“, sagte Sophie ungefähr acht Tage später. Die Wazmannsbäuerin nahm die letzte Mahlzeit im Landhause ein, sie war schon ganz reisefertig und machte ein Gesicht, als wie zwischen Vacker und Weinen stehend.

„Na und Zeit dazu ist's geworden, Tochter“, antwortete sie; „und für den Kleinen ist's schon reichlich kalt zum Reisen, wir müssen ihn gehörig einbindeln beim Fahren.“

Nun, Viele, wir scheiden nicht für lange, geht, bald kommt Du auch heim?“

Sophie nickte und zerkrümelte zerstreut eine Weißbrodschnitte.

„Du wirst ganz sicher über T. reisen, Mutter“, sagte sie, „Professor Reinhard erwartet Dich dort an der Bahn, Du weigt ja; jedenfalls wird er Dich auch noch ein Stückchen weiter begleiten, seine Mutter läßt sich's aber doch nicht nehmen, Dich und Baby wenigstens einen Tag bei sich zu behalten.“

„Wein's sein muß, Viele; — aber 's ist Aufenthalt, und kannst's glauben, ich sehne mich nun doch mit jeder Stunde mehr danach, nach Haus zu kommen. Aber dem Professor zu lieb, und der alten Doctorin, na ja, da muß ich denn wohl!“

„Vergiß nur nicht, herzlich von mir zu grüßen, Mutter.“

„Ein Gruß ist viel und doch auch wieder gar wenig,“ meinte die Alte lakonisch. „Der arme Reinhard, ich werd' sein blaßes Angesicht so schnell nicht vergessen an dem Tag, da er mich nach hierher abholte. Hinterher that er gar so nützlich, und schmagte mich alte Person, ehe ich's mich recht verlor, auf beide Baden. Na, übel gedeutet hab' ich's ihm just auch nicht, dachte d'r an, daß er mein Viefen ja gekannt hat, wie's noch so ein Gören gemejen. Weißt Du, Kind, lieb hat Dich der Mann, aber er ist stols, unbändig stols, der Herr Professor; und ich glaub' doch nimmer daß er mit der Sprach' raus rückt, wenn's ihm auch schier das Herz abdrückt, Dir's zu sagen. Ja, hättest Du nur nicht auch noch all das grausam viele Geld und Gut geerbt, ich glaub' dann würde er schon leichter — aber was red' ich auch Alles d'rein; magst Du ihn denn leiden, Viefe?“

Da suchte es auf einmal wie verborgene Schelme aus den Augen.

„Wenn auch, mein'!, dich, ich mich anbieten thät, Mutter?“ antwortete sie im reinften Mädelbacher Dialect.

„Om' schmunzelte die Bäuerin, „und weiter soll ich nichts ausrichten als den armseligen Gruß?“

„Nein, weiter nichts, Mutter, und wenn man Dich sonst noch fragt, so sag' nur, sie würden in T. auch bald von mir hören. Und sag auch dem Vater, mit dem Abholen hat's noch keine Eil', ich hab' die Einsamkeit hier noch einige Zeit länger nöthig. Auch bin ich das Meisten im Grunde genommen besser gewohnt als der alte Mann, und Winter wird's obendrein. Aber zum Weihnachtseste, da bin ich bei Euch, dabei bleib's. Wo Ihr mich nun unterbringen wollt, ob im alten Bahmannshofe, oder im neuen Staats-hause, das Alles habt Ihr nun Zeit, Euch zu überlegen. Und nicht wahr, Mutter, Du ladest auch Reinhard's zum Weihnacht's-Feste nach Mäzelbach ein.“

Die Alte nickte.

„Das will ich gewißlich thun, meine Tochter. Der Vater hat ja nun einmal dafür georgt, daß wir neuwobische Stuben wie die Stadtleute gekriegt haben. Freilich so hohe, schöne Prachtträume, wie Du sie im Klostergut haben wirst, findest Du auch in Vaters neuem Hause nicht; und geht

der Pächter vom Gut und bist erst Du 'mal Herrin da oben, dann reicht wohl die mächtigste Weihnachtstanne noch nicht an die Decken im alten Herrenhaus. Na, bis dahin —“

„Ja, ja, Mutter, bis dahin läuft noch viel Wasser in's Thal,“ ergänzte Sophie. Ein finsterner Ernst legte sich ihr um die feinen Lippen. „Es war ja Alles Edhars wegen,“ sagte sie, und nun ruht meines todtens Liebblings Erbe wie eine grenzenlose Last auf meinen Schultern. Die Krankheit hat mich schwach und müde gemacht, Mutter; aber auch das wird vorübergehen; ich wünschte nur, Ihr möcht Alle mit mir zufrieden sein.“

„Das sind wir ja auch, Viefe,“ beruhigte die alte Bäuerin. „Werde nur erst wieder ganz kräftig und gesund, nachher siehst Du Alles wieder mit ganz anderen Augen an. Du meine Güte, Kind — Geld ist Geld und Besitz giebt Macht. Auch Du wirst Dich daran gewöhnen. Eine reiche Guts- und Grundbesitzerin zu sein, ist bei meiner Seele auch gar so schwer nicht. — Na, und von wegen der Grüße bei Reinhard's — ich werd' ja wohl erzählen können wie mir's just um's Herz ist, gelt? Und dem Professor Lügen sagen und ihm dabei frei in die Augen schauen, das kann ich nicht, denn wenn der sich auf's Fragen legt — Gelt, Sophie, gut bist Du dem Manne nun doch einmal?“

„Das bin ich, Mutter, aber — den Männern muß man das nicht sa-

gen, und dem Professor — nun, dem 'mal erst recht nicht. Aber Du wirst es schon recht machen und — zu Weihnachten denn in Mäzelbach.“

Desselbigen Tages las man in der Residenzzeitung unter den Theaternachrichten folgende mit großen, fetten Buchstaben gedruckte Anzeige:

„Das königliche Schauspielhaus hat alle Ursache, sich zum Engagement der großen Künstlerin Erna Sternfeld Glück zu wünschen. Es ist der Direction gelungen, Madame Sternfeld für sechs Gastvorstellungen zu engagieren, und wird am 1. November im „Mätschen von Heilbronn“ die Künstlerin die Titelrolle übernehmen.“



Kuß dem reichen Zeppel näherte sich Oscar. (Seite 474.)

„Hast Du's endlich, endlich heraus, Du stolzer, harter Mann!“ — Verführerisch nahe waren ihm die Lippen, für die Beiden verjant die Welt im heißen, berausenden Liebesfuh.

„Ich aber lasse Dich nicht, Geliebte, nein, sage, daß Du mich nie mehr verlassen willst“ — und vor dem Strahl der Liebe aus seinen brennenden Augen erblickte sie in stolzen Glück.

„Das wirst Du aber müssen, Oscar,“ erwiderte sie und schlang die Arme noch einmal zärtlich um seinen Nacken. „Wilst Du Erna Steinfeld contractbrüchig machen?“

„Meiner Frau kann ich befehlen, nie mehr Theater zu spielen; kann ich das nicht, mein Lieb?“

„Deiner Frau wohl, aber noch bin ich's nicht!“ Er preßte sie leidenschaftlich an sich. „Und glaubst Du wirklich, künde ich könnte es ertragen, die Blitze Tauender in heißer Bewunderung auf Dich gerichtet zu sehen, nachdem Du mein, mein allein geworden? Du willst nicht, daß die Qualen der Eifersucht mich krank machen sollen!“

Sie nestelte das Köpfchen fester an seine Brust. — „Was wir doch für große Kinder sind, Oscar,“ sagte sie. „Wenn ich mich hier aus dem Staube mache, meinen Contract nicht einhalte, so muß ich eine große, große Summe Neugeld zahlen, und ich bin nicht mehr reich genug, um so leichtsinnig Tausende Deiner Ohneloggefühlen zu opfern, mein Freund, denn mit ganz leeren Händen will ich auch nicht „Frau Professorin“ werden.“

Er sah sie auf einmal so groß und verwundert an. Danu sprang er auf und ganz verhöchert sah Sophie der großen Mannesgestalt nach, die auf dem Teppich des Salons auf- und abschritt. — „Sophie,“ sagte er dann, „Du hast mich, Du hast uns Alle dürrt. — Du hast —“ — er haßte nun doch nach den bittend erhobenen Händen — „Du hast mit uns eine regelrechte Comödie gespielt. Ach, — Gott sei Dank, es liegt nun Alles hinter uns, und es ist das letzte Mal gewesen. Sophie; jeden Augenblick, welchen ich von nun an getrennt von Dir leben muß, rechne ich zu der verlorenen meines Lebens. Willst Du einwilligen, mein Weib zu werden sobald als möglich?“

„Ja, Geliebter!“ Er riß sie stürmisch an sich. „Ich danke Dir!“ rief er jubelnd. „Und nun, Sophie, ich habe die Formel so oft aussprechen müssen, bevor ich ein glücklich Paar eingesegnet zum Ehebunde, weißt Du, welche ich meine?“ — Sie nickte mit glücklichem Gesicht ihm zu.

„Wenn Du dem Manne Deiner Wahl folgst“ — begann Oscar „so —“, „Muß ich ihn lieben —“ — „fiel Sophie ein. — „Ach, das thust Du schon. Nun weiter, Geliebte —“, „muß ihm folgen und unterthan sein,“

fuhre sie in nettischer Demuth fort. — — „Stehst Du, das ist's, Sophie, und so fordere ich denn schon jetzt als Dein zukünftiger Gatte Gehorsam. So höre denn: in vier Wochen können wir nach aller geistlichen Vorschrift und kirchlichem Gebot dreimal aufgeboten sein, danach machen wir schleunigst Hochzeit und stellen uns in Mügelbach als Neuvermählte vor, wenn wir zum Weihnachtsfest dort eintreffen. Ich telegraphire meiner Mutter, sie wird kommen und bei Dir bleiben; meinen Urlaub an der Universität kann ich verlängern, nach den Weihnachtsferien bringe ich dann mein süßes Weib heim, meine kleine Frau Professorin. — Willst Du ein?“

„In Alles, Oscar, aber Du vergißt einmal immer wieder den Contract!“

„Der bodenlose Leichtsinn meiner Braut hat mich nun einmal à tout prix zum reichen Manne gemacht,“ rief er seelenvergnügt, „ich kann mir also den Luxus schon erlauben, mir mein Herzblatt loszukaufen.“ — — „Nun nahm er ihre beiden Hände und sah ihr ernst, beinahe wehmüthig in die Augen. „Und wirst Du auch nie, niemals es bereuen, wenn erst die Bräute hinter Dir abgedrängt, wenn Du die Verehrung Tauender dahingegen für die Liebe eines Einzigen? Wirst Du aus dem engen Kreise häuslichen Glückes Dich doch nicht hinaussehen in die strahlende Pracht Deiner glanzumwobenen Kunst?“

„Oscar, Dich liebte ich, als ich noch ein Kind war,“ antwortete sie bemüthig. — „Was ich geworden bin, danke ich Dir, mein Wissen war Geist von Deinem Geist. Der Glaube an Dich hat mich aufrecht erhalten im heftigsten Schmerz um mein verlorenes Kind, welches Du mit Gefahr Deines eigenen Lebens mir zu retten versuchtest. — Die Blüthezeit der ersten Jugend liegt hinter mir, mein Geliebter, bereits hat die Welt im bunten Durcheinander sich vor mir abgespielt. Aber ich biete Dir ein treues Herz, eine unendliche Liebe und ein felsenfestes Vertrauen. Glaube an mich, wie ich an Dich glaube, und die Bürgschaft unseres gemeinsamen Glückes liegt vor uns. Bereuen was ich gethan könnte ich nur, wenn Du aufhörtest mich zu lieben.“

„Du weißt, daß ich das nicht kann, Sophie,“ sagte er einfach. Sie erwiderte seine Klüße, aber endlich entwand sie sich doch seinen Armen. „Und nun geh, Geliebter, geh, es kommen noch selbige Tage. Du hast viel zu thun morgen und wirst einen schweren Stand haben mit der Direction, um meine Verpflichtungen zu lösen. Und wenn Dein lieb' Mütterchen kommt, sehen wir uns wieder. — Nein nein, Du Stürmischer, Ungebildiger, ich bin unerbitlich.“

„Aber sie kann vor zwei Tagen nicht hier sein, mein Lieb!“

„So müssen wir warten bis dahin. Weist Du nicht, daß Trennung ein süßes Wiedersehen schafft?“ — — —

(Schluß folgt.)

Achtzehnhundertseibzig.

Aus dem Tagebuche einer Pflegerin auf dem Kriegs-Ghospitale.

(Fortsetzung.)

Ich war mehrere Tage sehr unwohl, wie die Aerzte sagten: in Folge der schlechten Luft und der Anstrengungen. Sie riefen mir Aufwechsel an und Frau Simon schlug mir vor, in Begleitung mehrerer Herren bis Aes zur Moselle zu fahren, von wo unsere Verwundeten häufig nach Deutschland gingen, und einen derselben nach Dresden zu begleiten, von wo ich in Begleitung aller mir irgend anstehenden Schwereiten zu ihr zurückkehren sollte.

Da Frau Simon nur auf Nachmittags wartete, um weiter vorzugehen, und an unserer Stelle bereits Wonnoromanerinnen unsere Verwundeten übernommen hatten, so wählte ich ein, so früher es mir wurde. Aber ich war nicht mehr fähig weitere Anstrengungen zu ertragen. Ich ging nach einmal in's Feldlazareth in die Kirche, es war nach langen kalten Regentagen wieder sonnig und warm, mehrere Verwundete lagen auf ihren Strobfahnen auf dem Kirchhofe, auch der amputirte Jerome Dival. Auch Lehmann lebte noch, er ließ seine Mutter grüßen, nach welcher er große Sehnsucht hatte.

Am ersten September, einem hellen sonnigen Morgen, besaßen wir unsere Kameraden und schieden von der Stätte so vielen Sammers und so schwerer Leiden. Der Gedanke, bald und gekräftigt wieder bei Frau Simon zu sein, erleichterte mir das Scheiden vor ihr und den guten Schwereiten.

Bei dem herrlichsten Wetter fuhren wir durch eine flache Weegand zwischen gerastampften und zerfahrenen Wecken dahin.

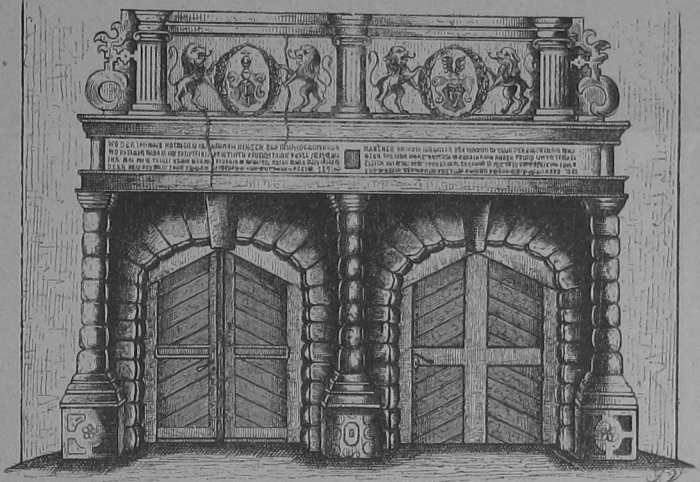
Einmal unterbrach das Lager eines Wannenregiments das Einzelrei. In langen Reihen katterten die schwarzweissen Fährhüder der Lanzen im frischen Morgenwinde. Die Föhre waren an die Lanzen angebunden und wieherten müthig und ungebühdig. Vor den weißen Leinwandgelen saßen die Soldaten rauchend, pfeudend oder schlafend. Andere waren an den Feuerstellen beschäftigt, ihre Wabzeit zu lochen. Da fuhr plötzlich die Feldpost vorüber, lustig tönte das Horn des Postillons und von allen Seiten sürzten die Soldaten mit Briefen herbei, die ihre Grüße den Lieben in der Heimath bringen sollten.

verlegte nun denselben dauernd in das allerdings einfache Schloß zu Siebenhufen, in welchem er am 14. Mai 1679 ohne Kinder starb und unter den Stufen der steinernen Treppe, welche aus dem Erdman Ende der breiten Treppe führt, beigesetzt ward. Hier hat Ende nach den oberen Gemächern führt, beigesetzt ward. Hier hat Ende nach den oberen Gemächern führt, beigesetzt ward. Hier hat Ende nach den oberen Gemächern führt, beigesetzt ward.

Delme erhebt sich das Brustbild eines zweiarminigen, rothhaarsürgten Möhren, welcher um das Haupt eine weiße Binde trägt, deren eines Ende nach rechts, das andere nach links hinausfliegt (auf manchen Steinbildern ist der Möhre ungararm, mit einseitiger, sogar auch ohne Flügelbinde). Die Dedeln sind roth und silbern, die Schildhalter zwei bezugte aufgerichtete Löwen.

Das von Zedlitz'sche Wappen zeigt im rothen Felde eine silberne Schnalle mit einem zerbrochenen Dorne, welche fast ein Eckangel bildet. Der gekrönte Helm trägt einen rothen Adlerflug mit silbernen Federspitzen. Dedeln und Schilder sind ganz wie beim Gyri'schen Wappen.

Unter dem letzteren ist über der großen, zweiflügeligen Thür, welche jetzt den Weg in den Rithkeller öffnet, folgender Spruch in lateinischer Großdruckchrift zu lesen:



Schloßportal zu Siebenhufen bei Prieborn, Kreis Strehlen. (Seite 476.)

des Grafen v. d. Riegnitz in der Kirche zu Prieborn stattgefunden. Wohl hat er derselben Verein mit seiner Gemahlin Charlotte 1668 die zweite Gode geschenkt, aber der in der Geist des Gotteshauses 1681 aufgefunden, geöffnete und unter dem Metallverth verkaufte Doppeltürg barg nicht die Ueberreste des letzten Pfaffen, sondern, wie aus dem bair. gehörigen, noch sehr wohl erhaltenen Steinbildmal hervorgeht, diejenigen des am 15. August 1515 verstorbenen 21 Jahr alten George Heinrich von Gyri, des letzten Grafen der Priebornen Gyrie.

Die Herren von Gyri und Strehly, wie sie sich mit ihrem Gesammtnamen nannten, gehörten einem der ältesten eingeborenen Geschlechter Schlesiens an, das in einzelnen seiner Glieder seinen Landesfürsten aufs Eheliche, in einzelnen jedoch durch allgehehrliche Raubfucht sich selbst an Thatfächelichen gedient hat. Schon 1447 ging die ganze Herrschaft in die Eigentumsrechte der Gyrie über, wie sie bereits den 29. November 1439 von der Herzogin Elisabeth von Liegnitz und Brieg die Erlaubniß erhielten, sich auf dem Nomberge (jetzigen Rummelsberg) ein Schloß zu bauen, zu setzen und einzurichten. Wie aus einer noch heut hier befindliche Nachturkunde vom 21. April 1606 hervorgeht, war damals Herr von Siebenhufen Georg (I.) von Gyri, gestorben 1618, wahrscheinlich der Erbauer des gegenwärtigen Schlosses. Das Portal des letzteren steigt nämlich, vom Beschauer aus links, das von Gyri'sche Wappen, rechts vom Beschauer das Wappen Derer von Zedlitz mit der Jahreszahl 1609, welches das seiner Ehegattin Rosina von Zedlitz († 1611) ist.

Die Ritter von Gyri führten im rothen Felde zwei silberne, hufenförmig neben einander gestellte Pfähle. Ueber dem gekrönten

WO DER HERR NICHT DAS HAVS BAVET SO ARBEITEN VMSONST DIE DARAN BAVEN WO DER HERR NICHT DIE STADT BEHUVET SO WACHET DER WAECHTER VMSONST. ES IST VMSONST DAS IHR ERLE AVSTEHET VND HERNACH LANGE SITZET VND ESSET EVER BROT MIT SORGEN DENN SEINEN FREYNDEN GLEBET ER ES SCHLAFPENDT. PSALM 127.

Die in gleicher Weise ausgeführte Inschrift unter dem von Zedlitz'schen Wappen über der großen, einflügeligen Thür, welche den Eingang ins Schloß zu den oberen Räumlichkeiten der Beamtenwohnung bietet, ist sinnlos und lautet:

MANCHER EIN SELTZAM THEIL SPRICHT AVF DIESEN BAV WENN ER INSICHT. IHM IST NICHT ALLES GEMACHT REIN. GLEICH HAT ER VIEL DARZU GEGEPEN. SEIN DER NVTZEN KOMMER VND SORGEN LASS WAS BESSERS BAV VND LASS MIR DAS. ANNO 1609.

Dieses Doppeltportal befindet sich vom an Schloßbaum. Die drei Säulen desselben sind, wie Wappen und Schrift, von Sandstein, die wuchtigen Thürhügel gefast, von Eichenholz und mit gewaltigen eisernen Schloßern und Griffen versehen.

Der Erbauer dieses Schlosses wurde von seinem einzigen Sohne Georg (II.) nur zwölf Jahr überlebt († 1632), mit seinem Onkel Heinrich Harb, wie erwähnt, 1642 auch das Geschlecht der Siebenhufener Gyrie aus.

Schlesische Chronik.

Breslau. In der Etats-Beratung des preussischen Herrenhauses am 21. März er. brachte unser Herr Oberbürgermeister bei dem Eszenbatet den mangelhaften Zustand der Breslauer Verbindungsbahn zur Sprache, welche sehr frequente Störungen im Sildense Breslau durchschneide und sehr benachtheiligt Bewohnern zu großer Belästigung gereide. Die bisherigen Beschlüssen an die Direction der Oberschlesischen Eisenbahngesellschaft und an den Minister seien erfolglos geblieben. Die Verlaublichung der erlangenen Bahn nebe die Hoffnung, daß endlich Abhilfe geschehen werde und die Besorgniß vor dem Kostenpunkt in den Hintergrund trete. Minister Wapbach erwiderte: Die Verewaltung der Oberschlesischen Bahn ist seit dem 1. März er. also seit drei Wochen, in den Händen des Staates. In diesem kurzen Zeitraum konnte doch nicht Alles geschähen, was eventuell geschehen muß, um berechtigten Beschwernissen, wie ist indeß zu einer Zeit gebaut worden, wo der in Rede stehende Staatstheil noch nicht bebaut war. Eine Besserung kann erst mit dem Umbau eines der vier Breslauer Bahnhöfe und dem anzuweisenden Anschluß derselben an die Verbindungsbahn erfolgen. Ich bitte also, sich noch einige Zeit zu gedulden, die Verewaltung sird der Angenehmheit nicht unsumpfindlich gegenüber.

— Dem Herrn Generallandschafts-Director, Vice-Ober-Schloßhauptmann und Präsidenten des landwirthschaftlichen Central-Bereichs für Schlesien Grafen von Wladar*) ist von Sr. Majestät dem Kaiser für Schönen „Ereuzens“ verliehen worden.

Genennung. Der Inhaber des Medial-Fürstenthums Trautenberg, Hermann Fürst von Haffelsb-Trautenberg**) auf Trautenberg, ist von Sr. Majestät dem Kaiser zu Einem Oberst-Schulz ernannt worden. Der letzte Inhaber dieser Hof-Charge war der nun verstorbene Prinz Carlst Baron von Curland zu Polnisch-Wartenberg.

Waldfeuer. Von Waldarbeitern ist beim Graben zwischen Sacrau und Groß-Braunheim eine Anzahl kleiner und großer, zum Theil noch so erhaltener Urnen bloßgelegt, von denen einzelne nach Breslau verkauft sein sollen. Ebenso wurde am höchsten Ort eine schwarze Steinart, aus fremder Steinart bestehend, beim Schiffschachten zu Tage gefördert. Derselbe ist 12 Ctm. lang, das glatte Stielloch ist 4,5 Ctm. tief. Als der Lehrer Jenckel beim Geschichtsunterricht diese Steinart den Schülern zeigte, wurde constatirt, daß am Orte noch zwei solcher Urten vorhanden sind, welche ober von den Eigentümern aus abergläubischen Gründen zurückgehalten werden. Eine derselben ist kleiner als die vorhin erwähnte, sie besteht aus einem weissen, feinen, aber porösen Steine; die andere ist im Stielloche gebrochen und läßt eine schlichte Steinmaße erkennen.

Köpenau. Aufraß zur Gründung einer schlesischen Festschule. Der ergebenst Unterzeichnete hatte am 8. Juli 1877 den Gedanken angeregt, ein Kreis-Waisenhaus am höchsten Orte, zunächst für den Kreis Lüben, zu gründen. Um den Entschluß ausführen zu können, bat er bei der königlichen Regierung zu Plessnitz um die Erlaubniß, Sammelblätter auszugeben zu dürfen. Diese Bitte ist ihm durch Verfügung vom 15. December 1877 genehigt worden. Durch milde Beiträge und durch die Erträge der Sammlungen sind bis zum heutigen Tage 113 Mark 39 Pf. zusammengebracht worden. Dieses kleine Capital ist in der hiesigen Sparkasse angelegt. Die großartige Unternehmung der Waisenschule, welche erst 1880 gegründet wurde, hat mein Unternehmen überholt. Hunderte von Mark wurden an die Waisen des Deutschen Reichs gesandt und unser liebes Schlesien, unser liebes Heimatland vergaß darüber wohl seine Waisen. Hier gilt das Wort: „Warum in die Welt schmeifen, sich, das Gute liegt so nah.“ Ich nehme heute nochmals einen Anlauf und ziehe auf das edle Schlesierthum und bitte alle schlesischen Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen, Erbsen und Kinder: „Seldt mir eine Schlesische Festschule gründen.“ Seldt Alle, Groß und Klein, Alt und Jung, Reich und Arm, Gesunde und Kranke, zu Sterbende, Alle helfe Schlesische Waisenhäuser gründen! Die Zusammenstellung eines Comites wird nicht lange auf sich warten lassen. Es wird beschloffen werden, Festschularten à 20 Pf. und Festschularten à 1 Pf. auszugeben. Durch die Festschularten kann Jedermann, auch der Kleinste, sein Scherlein zum großen Werke beitragen. Fern sei von mir der Gedanke, der Reichthumschule Abbruch zu thun. Ich wünsche ihr vielmehr fortwährendes Gedeihen! Sei sei die liebende Mutter und die Schlesische Festschule ihr liebes Kind.

Daß mein Unternehmen aus reiner Liebe zu den armen schlesischen Waisen hervorgegangen, beweise ich durch eine Stelle der Stiftungsurkunde vom 8. Juli 1877. Dort heißt es: Siraoh spricht (Cap. 14, 1—16): „Mein Kind, thue Dir selbst Gutes von dem Deinen und gib

dem Herrn Opfer, die ihm gebühren. Bedenke, daß der Tod nicht säumt und Du weißt ja wohl, was Du für einen Hund mit dem Tode thust. Thue Gutes dem Fremde vor Deinem Ende und reiche dem Armen nach Deinem Vermögen. Beschreibe der Armen nicht, wenn Du einen fröhlichen Tag hast, so wirst Du auch Freude widerfahren, die Du beschreihst. Du mußt hoch Deinen sauren Schweiß Andern lassen und Weile Deinen von Andern übergeben. Lieb gerne, so wirst Du vieler Empfangen und heilige Deine Seele.“

Ich werde mich vertrauensvoll an alle Behörden, an alle Cultusbeamten, an alle meine jetzigen und früheren Kollegen, an alle Industriellen und Geschäftleute, welche die Brüder zu jedem Hergen bilden. An alle verehrten Redactionen öffentlicher und privater Blätter und Zeitungen die herzlichste Bitte: diesem Aufraß ihre Spalten zu wiederholten Malen öffnen zu wollen. Vorschlägen und Beitrittserklärungen sehe ich hoffnungsvoll entgegen. Köpenau, Kreis Lüben, am 26. Februar 1884. Hochachtungsvoll H. Ergmann, Bürgermeister und Lehrer a. D.

Im Anschluß an vorstehenden Aufraß erklären sich die Mitunterzeichneten als provisorische Mitglieder des Comites. Köpenau, den 3. März 1884. Das provisorische Comite. H. Ergmann, Bürgermeister. I. Hillmann, Kaufmann. B. Neumann, Raurermeister. G. Schröder, Maschinenmeister.

Graf Stolberg-Bernigerode. Der jetzige Oberstkämmerer des Kaisers, der regierende Graf Otto zu Stolberg-Bernigerode, dessen Biographie und politische Thätigkeit in neuerer Zeit die Tagesblätter oft besprochen haben, gehört auch zu den Großgrundbesitzern Schlesiens. In den 3 ober-schlesischen Kreisen Groß-Strehlitz, Lublinitz und Tost-Olewis liegt die in früheren Zeiten dem Grafen Arnold (Groß-Strehlitz), jetzt dem Grafen Stolberg gebürtige Forst. Derselbe ist ungefähr 3 1/2 Quadratmeile groß und erfordert zu ihrer Verewaltung, die nach königlichem Muster vor sich geht, einen Forstmeister, drei Oberförster und 45 Förster und Unterförster. Die Forstmeisterei, die bei Jagdschau Einsiedel bei Zandobitz D. S., welches letztere Station der Rechte-Ober-Schlesischen Eisenbahn und durch sein Hüttenwerk bekannt ist. Jedes Jahr zweimal, entweder im August zur Heißzeit, oder im October zur Brunst des Wildes, und im Winter, wenn das Wild zusammengeführt ist, kommt der regierende Graf hieher, um in den kaiserlich wildreichen Revidieren dem edlen Wildwerk obzuliegen.

Schlesische Urnen. Anlässlich an die in Nr. 23 des Breslauer Sonntagblatt gemeldeten Urnenfunde resp. Ausgrabungen will ich noch folgendes mittheilen:

In Soblah, bei Kottenblut, Kreis Neumarkt, fand der Gutbesitzer Kretschmer auf einem Theile seiner Besitzung, welche zwischen zwei joganannten „Seen“ liegt, beim Steingraben in einer ganz bestimmten Längsrichtung massenhaft Urnenstücken und brachte auch einige kleine „Erdenentwürfel“ glücklich aus dem Erdbich. — Die ganzen Stücke, sowie einzelne Urnenstücke wurden zu dem sich für Alterthumskunde sehr interessirenden Apotheker Rißmann zu Kottenblut gebracht, welcher mit kunstfertiger Hand die zusammengehörigen Theile mühsam zusammensetzte und dem es auch zu danken ist, daß noch auf anderen Stellen in Soblah gesunde Urnen, Lanzenspitzen u. d. d. h. wohl erhalten blieben. Unterzeichnete begab sich im Interesse für die Sache auf das Urnenfeld und es erzählt ihm Herr Kretschmer, daß er vor etwa 7 Jahren auf seinem Felde neun Stück wohl erhaltene Urnen ausgegraben habe. In der einen großen habe innen 7 Stück kleine Urnen gefunden, in der anderen 5 Stück Urnen, was ihn veranlaßt habe, auf ein „Familiengrabniss“ zu schließen. Auch Bronze-Spannen, Nadeln u. fand er in den Urnen. Damals war der Sinn für Alterthum nicht so ausgebildet, wie heut und so wurde diese interessante Fund verschütt. Nach der Beschreibung ähnelt die Urnen in Farbe und Form ganz den in Die heidnischen Alterthümer Schlesiens von J. G. Büchling*) abgezeichneten.

Einen interessanten Fund bildet noch ein Beckstein, beim Umbau eines Hauses in Kottenblut gefunden, welches Herr Rißmann besch und von welchem er Unterzeichnetem einen Abdruck für seine Sammlung schenkte. Dasselbe zeigt auf schönem obernem Schild ein Kreuz zwischen zwei gekrönten Engeln oder Hengeln. Ueber dem Schild ein Kreuz, daneben A. P. und die Jahreszahl 1572. Interessant wäre es, den Besitzer dieses Siegels zu erfahren.

In Chrselitz (Chrselitz sprich Chrschelitz), jetzt Schelitz, Do-main im Kreise Neustadt, Reg.-Bez. Oppeln, fand man beim Aergelgraben riesige Stüde vom Gemeh eines Urstirnsch, welche sich jetzt im Besitze des königl. Lieutenant's der Reserve Herrn B. Heller befinden.

In Turawa, Kreis Oppeln, fand man 1818 ein Männehen, welches beide Arme in die Höhe hält; da Wägen durch die Hände gehen, scheint die Figur etwas auf dem Kopf getragen zu haben. Sie ähnelt sehr dem Wäfer Wolfram Silberich im Don zu Erfurt. Die kleine 5 Zoll hohe Bronze ist im Besitze des jetzigen Majorats Herrn Grafen Wurmier auf Turawa. G. v. W. B. P.

*) Portratt und Biographie Sr. Excellenz siehe Nr. 39 Jahrgang Eins d. Bl.

**) Portratt und Biographie des Fürsten siehe in Nr. 32 des I. Jahrgangs d. Bl.

Der Vord-Protector.

(Mit Illustration.)

Mit vorstehendem Titel, auf ein Prachtexemplar der Gattung canis bezogen, soll durchaus nicht etwa eine Anspielung auf den weltgeschichtlichen Träger dieses Namens verbunden sein. Der Hund heißt eben „Vord“ — nämlich Weise beliebt es den Menschen, Hunde, Ferkel u. s. mit den Namen berühmter Leute zu belegen — und doch unser biederfüßiger Held wirklich ein Beschützer der Schwachen ist, zeigt die Illustration Seite 473 auf dem ersten Bild. So wie hier das winzige Ding mit dem weichen Sammetfelle an der breiten Brust Vords Zuflucht gesucht und gefunden hat, läßt sich aus dieser naturhistorisch immerhin interessantesten Situation keineswegs eine Behauptung des Sprichwortes: „Sie leben wie Hund und Katze im bösen Sinne ableiten. Ob der kleine Kläffer, der seine ganze Wuth auf das schamlose Paar richtet, ein Rabenweib ist oder ob nur die Gattin, die Wägen genügt, seine Herrschaft erlangt, muß unentschieden gelassen werden. Jedemfalls handelt der langhaarige Kueß ähnlich den großen Weibern gegenüber keinen Treuesentzen; er läßt sich im Gefühl seiner Kraft nicht in seinem Gleichmuth stören; und so bleibt dem Kläffer nichts übrig, als sich ohnmächtig in sicherer Entfernung zu halten. Wenn der Maler Lessou ein Bild aus dem wirklichen Leben geliefert hat, woran wir nicht zweifeln, so verdiente der Weiser des sonderbaren Trivolums eine Ehrenmitgliedskarte im Verein gegen Thierquälerei — er liebt sowohl Hunde wie Katzen. Vielleicht ist sogar das Schauergerüst deliciae Früchte in unmittelbarem Contact mit dem Vord-Protector zu bringen. Es soll Hund geben, die solche Delicatesen lieben. Vornmann erzählt in seinen „Meraner Ferkelzählungen“ von einer Ulmer Dogge, die in ihrer Leidenschaft für Trauben, Feigen und andere Süßfrüchte in Meran oft an Spalieren und Sträußchen zum Diebe wurde und dafür manche Tracht Bräutig einsteckte. — Spuckenhaare, der menschengefährliche Hühloph und anragliche Thierfreund, nannte in seinen „Ferkel und Parallipomena“ den Hund, das moralisch edelste der Thiere, den allseitig höchsten Verehrten und treuesten Freund des Menschen, dessen Anblick unmittelbar erzeuge und an dessen moralischen und intellectuellen Eigenschaften man fast stets Freude und Befriedigung erhebe.“ Danach behandelte er seinen Hund „Atina“. — Der Aesthetiker Richter setzte gegen seinen Hund, dem „großen Freunde“, in seinem Roman „Mach Euer“ ein Denkmal. Hippel bezeichnete den Hund als „das adelige Thier“ und Bogumil Goltz behauptete, der Hund sei ein Wesisthum, welches mit der Zeit ein integrierender Theil unfers Selbst werde. Daber kam es wohl auch, daß jener Geizige, um seine Schätze besser vor Dieben zu schützen, Nachts fast eines Hundes selber behalte, also selbst zum Hundes geworden war. — In gleicher Würdigung stehen bei vielen Personen, die für Menschenliebe weniger empfänglich sind, die Katzen, denen sie die comfortabelste Wohnung einräumen und die kostbarsten Bißsen gewähren. Für solche Schwärmer ist gewiß der Anblick des nischenen Lessou'schen Bildes eine größere Banne, als wenn ihnen ein Bild auserlesenen Familienbildes zur Anschauung gebracht würde. Weiteres über den Hund folgt in einer der nächsten Nummern.

Allerlei Nützliches.

Wetterfester Bindfaden. Man lege den Bindfaden 1/2 Stunde lang in eine kochende Weinlösung, nehme ihn wieder heraus, trodne ihn etwas und lege ihn hierauf 2 Stunden in eine starke und warme Abschwächung von Eisenrinde. Nach dem Herausnehmen aus der Eisenabschwächung wird der Bindfaden getrocknet und mit einem in Oel getränkter Lappen geölt; er erhält dadurch das Ansehen einer Damastseide und widersteht vollständig den Einwirkungen der Luft.

Feintz auf Glas. Ein guter Feintz, der das Schreiben auf Glas ermöglicht, wird aus folgenden Bestandtheilen zusammengesetzt: 500 Gr. Aether, 30 Gr. Candarab, 30 Gr. Nitze. Dies löst man auf und giebt dann in kleinen Quantitäten so viel Venig hinzu, bis der Feintz, aufgetrichen auf ein Stück Glas, wie groß geflüßenes Glas ausseheth. Dieser Feintz kommt fast zur Anwendung. Um eine gleichmäßige Schicht zu erhalten, gieße man über die bereits gebildete Schicht etwas Petroleum und polire sie dann mit einem Stück Cambrils Tuch nach allen Seiten hin löstigt, bis das Ganze völlig trocken ist. Auf dieser Oberfläche können dann mit Tinte oder Bleiseder die feinsten Linien gezogen werden.

Wäschen weicher Handschuhe. 80 Gr. Seife werden in 34 Gr. Wasser gelöst und darauf 67 Gr. Weichseife und 2 Gr. Salzwasser hinzugefügt. Mit dieser Flüssigkeit werden die Handschuhe gewaschen und langsam getrocknet; oder man wasche die Handschuhe mit Seife in warmem Wasser und bringe, falls sich eine gelbbraune Färbung zeigen sollte, die eingeseiften, abgeputzten und noch feuchten Handschuhe in eine Auflösung von 43—45 Gr. kohlensauren Magnesia in Wasser. Dann langsam trocken lassen. — Das gewöhnliche Reinigen erfolgt, wie wir schon früher mittheilten, durch Venig. Man giebt in eine geeignete Schale eine entsprechende Menge Venig und taucht die Handschuhe in dieses ein. Nach kurzer Zeit nimmt man einen Handfuß heraus, stellt diesen hin und reibt ihn mit einem leinenen Lappen ab, und thut in eben solcher Weise den zweiten. Wenn die Handschuhe nach dem Abreiben trocken sind, reibt man dieselben mit einem leinenen Lappchen noch mit

gepulvertem Speisstein ab, wodurch die Handschuhe wieder den schönsten Glanz erhalten. Der Venigingeruch entweicht in freier Luft.

Feste Hüthnerer. Wenn die Hüthner sehr dünnhäufig Eier legen, so sige man dem Futter zerfeinerte Eierschalen bei. Auf die Zerfeinerung der Schalen ist deshalb zu achten, weil die Hüthner bei Darreichung größerer Stücke Eierschalen sich leicht die Mutungen des Eierfressens angewöhnen.

Alte Leute betreffend.

In **Wannetowitz**, Kreis Strehlen, Schlessien, wohnt ein Mann, Namens Gottlieb Burkert, der Wladislaw 1793 geboren, also bald 21 Jahre alt ist. Er hat an den Befreiungskriegen theilgenommen und ist bis in sein 89. Lebensjahr Schürer gewesen. Jetzt muß er freilich das Bett hüten. Stud. theol. J. B. a. S.

Schlesischer Gesichtskalender.

(Nach Mittheilungen des Major Vornmann in Braunschw.)

- Den 19. April 1428. Großer Brand zu Schönau, Kreis Hirschberg, durch die Husiten.
- 1431. Atlas Holty von Klagenau zu Breslau entkauptet, weil er als Commandant des Schlosses Timmach dasselbe den Husiten übergeben.
- 1544. Fürstentag zu Breslau wegen der zu betheiligten Türkenhülfe.
- 1567. Das erste Oderschiff mit einem Mastbaum, roth und weißer Flagge langt in Breslau an.
- 1616. Borsberg brennt ab.
- 1630. Freistadt wird von dem Regimente des kaiserlichen Oberst von Saxe pänylich geplündert.
- Den 20. April 1241. Die Tartaren in Freistadt.
- 1428. Die Husiten in Kreuzburg (Waldau).
- Den 21. April 1413. Herzog Heinrich I. von Virgnig legt auf's Neue das feste Schloß Cosrum mit einem hohen Thurme auf dem Großberge an.
- 1813. Verordnung über den Landsturm.
- Den 22. April 1461. Papst Pius ertheilt der Stadt Breslau eine Indulgenz (Ablass)Bulle auf 5 Jahre, von deren Einkommen sie 2 Theile behalten und den 3. Theil nach Rom schicken mußte.
- 1476. Großer Brand zu Brieg.
- 1646. Evangelisch-lutherisches Stadt-Conjistorium zu Breslau errichtet.
- 1654. Begenahme der evangelischen Kirche zu Wahn.
- 1701. Desgleichen Stadtpfarrkirche zu St. Johann zu Steinau a. b. Dder.
- 1709. Der Platz zur evang. Gnadenkirche zu Hirschberg wird abgeflacht.
- Den 23. April 1428. Die Husiten in Klein-Glogau.
- 1473. Von George bis Martini außerordentliche Hitze und Dürre, wobei die meisten Flüsse austrocknen, Wälder und Heiden brannten.
- 1526. Erste lutherische Predigt in Breslau.
- 1574. Großer Brand zu Raibitz.
- 1616. Großer Brand zu Reichenbach b. Schweidnitz.
- 1437. Kreuzburg brennt ganz ab.
- Den 24. April 1428. Die Husiten in Goldberg, Falkenberg, Oblau; von denselben eingenommen und ausgeplündert.
- 1816. Königl. Cabinetsordre wegen Einrichtung von Gedächtnistafeln für die geliebten Krieger und Auffstellung derselben in den Kirchen.
- Den 25. April 1276. Breslau ganz abgebrannt.
- 1374. Herzog Wladislaw von Oupeln schenkt die von ihm neuerbaute Kirche St. Michel zu Rosenber dem fürstlichen Stifte.
- 1442. Großer Feuersbrunst zu Groß-Glogau, weshalb man der Juden Häuser stürzte und ihre Synagoge zerstörte.
- 1578. Großer Feuersbrunst zu Rosenber.
- 1627. Die ganze Stadt Grünberg nebst Vorstädten wird ein Raub der Flammen.
- 1656. Großer Brand zu Brieg.
- 1680. u. zu Oblau Kirchin Louise, Mutter des letzten Pfälzer-Königen Herzog Georg Wilhelm.
- 1701. Begenahme der evang. Friedenskirche in Schwiebus.
- 1709. Landesbuth ertheilt vom Kaiser Joseph I. einen Gnadenstab und ihm die Erlaubnis zur Erbauung einer evangelischen Kirche.

Allerlei Feitreser.

Ein Couffens-Treich. Ein Pariser Galtz-Theater passire neulich folgendes. Ein Schauspieler sollte in einem Stücke (angeblich „la charbonniere“) von einer so heftigen Wutkrampf ergriffen werden, daß das Roth auf seinen Wangen in Kohlenblöße sich verwandelt. Der Schauspieler Romain, genannt der „schöne Romain“, welcher die

